

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-340058](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-340058)

Die Meisterstochter.

Erzählung von Franz Wichmann.



Den ganzen Tag war Vitus Herb planlos gewandert. Der arme Bube konnte kaum mehr weiter. So groß hatte er sich die Welt gar nicht gedacht.

Das Dorf, das mit seinem spitzen Kirchturm fern aus der Ebene emporstauchte, lag zu weit. Schon sanken die Schatten des Abends. Besser, er vertraute sich dem Schutz des düsteren Eichenwaldes an, als hartherzige Menschen vielleicht umsonst um eine Unterkunft anzugehen.

Drei Tage war es nun her, daß er den verzweifelten Entschluß gefaßt.

Unter der Stiefmutter, die der Vater zwei Jahre vor seinem Tode noch geheiratet, lebte er in der Hölle. Auf der Schule sollte er bleiben und weiter lernen: so war es der Wille des Vaters gewesen, der sein Leben lang als armer Schreiber beim Amte gehungert und einen gewaltigen Respekt vor den gelehrten Herren gehabt hatte, die sich immer satt essen konnten. Vergebens war es, daß Lehrer und Pfarrer der Mutter Vorstellungen machten und ihr rieten, den Vitus ein ordentliches Handwerk lernen zu lassen. Er war zwar nicht dumm, aber mit den Büchern konnte er sich nicht befreunden. Wie gern hätte er gezeigt, daß er auch etwas konnte; aber seine Kunst achtete man ja nur als kindliche Spielerei.

Nur der ehrwürdige Pfarrer, der jeden zu trösten wußte, der immer ermahnete, dem lieben Gott und seinem Schutzengel zu vertrauen, hatte die Nacht seiner Seele bisweilen mit einem Lichtstrahl durchhellt. Die erkrankte Frau Hanna besuchend, hatte er eines Tages in ihrer armseligen Wohnung kleine Zeichnungen mit Bleistift, Holzkohle und Kreide teils auf Scherben und Holzstücken, teils auf Papiersegen bemerkt und mit Verwunderung betrachtet.

„Wer hat das gemacht?“

„Der nichtsnutzige Bube,“ hatte die Stiefmutter erwidert.

„Das hätte ich dem Vitus nicht zugetraut. Wirklich ein kleiner Künstler!“

„Hochwürden spassen. Ich ärgere mich täglich über das dumme Geschmier.“

„Gute Frau, das versteht Ihr nicht. Laßt doch den Buben Maler werden!“

„So einen Häuseranstreicher, der den ganzen Tag in beschmutzten Kleidern herumläuft und nach Delfarbe riecht!“ ereiferte sich Frau Hanna.

„Arbeit schändet nicht. Und bringt er es nicht weiter, so hat er doch sein sicheres Brot.“

„Das würde mein seliger Mann mir nie verzeihen. Hochwürden kennen ja seinen letzten Willen.“

Der Pfarrer hatte die Achseln gezuckt und war gegangen. Er wußte es längst, daß mit der eigensinnigen Frau nichts anzufangen war.

Vitus aber hatte, hinter einem Holzstoß am offenen Fenster versteckt, das ganze Gespräch des Geistlichen mit seiner Mutter belauscht. Eine große, freundige Zuversicht erfüllte ihn, ein grenzenloses Vertrauen auf eine gütige Macht, die ihm helfen würde. Er wollte fliehen, fort in die weite Welt.

Erst als er am folgenden Tage, mit einem Stück Brot und ein paar Pfennigen in der Tasche, stundenweit gelaufen war, blieb er plötzlich stehen, und die bange Frage wurde in ihm rege: wohin?

Maler wollte er werden, das stand fest. Also weiter, immer noch weiter mußte er, bis man ihn nicht mehr finden konnte.

So war Vitus den ganzen Tag trostlos marschiert und wußte sich schließlich nicht mehr zu helfen. Todmüde, hungrig und durstig, scharrte er sich mit letzter Kraft ein Lager aus dürrem Laub zusammen und sank entkräftet darauf. Er war unfähig, noch weiter zu denken. Doch die Schwäche und das süßflötende Abendlicht einer Amsel ließen ihn bald in einen barmherzigen Schlummer verfallen, in den allerlei dunkel aufdämmernde Träume ihre bunten Gaukeleien mischten. Ein goldener Schimmer blendete seine Augen. Er glaubte, das milde Gesicht des gütigen Pfarrers über sich gebeugt zu sehen und seine Stimme zu hören: „Vertraue nur deinem heiligen Schutzengel. Solange du nicht an seinem Schutze zweifelst, bist du seiner gewiß.“ — — — Aber jetzt schien der Sprechende nicht mehr der Pfarrer zu sein. Die Gestalt war schneeweiß, hatte ein paar lichtglänzende Flügel, und auf die leuchtenden Schultern fiel mißbraunes Haar. Darunter blauten wie ein Abgrund von Liebe und Güte zwei fromme Mädchenaugen. „Komm mit, komm mit,“

flüsternd die zarten Lippen, „ich führe dich zum Ziel.“ Und jetzt glaubte Vitus sogar selbst zu fliegen. Ueber Wiesen, Wälder und Dörfer ging es hin, immer dem flimmernden Goldschein nach, über die Mauern und Türme eines stillen Städtchens, in eine enge Gasse. Da blieb das Licht stehen und zeigte abermals eine andere Gestalt. Himmel! Das war ja die kleine, dicke Figur von Onkel Gottfried, der früher ein paar Mal in des Vaters Hause zu Besuch gewesen. Er war der Bruder von Vitus' früh verstorbener Mutter, ein Lackierer und Vergolder, der selbst Frau und Kind hatte. Warum hatte er an den noch nie gedacht? Freilich, in den letzten Jahren war der Meister nie mehr nach Mosheim gekommen, auch hatte man nichts mehr von ihm gehört; denn als der Vater die zweite Frau gegen den Willen seiner

Verwandten genommen, hatten sich diese von ihm zurückgezogen. Ja, der Onkel Gottfried, der würde ihm helfen, wenn er auch ein finsterner, mürrischer Mann gewesen, den das Kind gefürchtet hatte.

In der Freude über den ihm so plötzlich gekommenen glücklichen Einfall erwachte Vitus aus seinem Traum und blinzelte in den im Osten rotgoldenen aufsteigenden Morgen. Sein Ziel lag nun vor ihm. Aber wie sollte er nach Sindolshausen kommen, wo ja der Onkel wohnte? Als er jetzt auf das silberne Flüsschen zu seiner Rechten starnte, fiel ihm ein, gestern von den Bauern gehört zu haben, daß das Wasser die Fier heiße. Und an der Fier lag ja Sindolshausen: das hatte der Onkel, wie er sich deutlich erinnerte, früher oft gesagt. Er brauchte also nur dem Flusse nachzugehen, um schließlich den Ort zu erreichen.

Im nächsten Dorfe schon erfuhr er, daß er auf dem richtigen Wege sei. Noch ein Nachtlager im Walde, da lag das Ziel vor ihm, und schmutzig und zerrissen trat er klopfenden Herzens am Morgen in den kleinen Laden des Vergolders Gottfried Rambacher.

„Hier wird nichts gegeben,“ murkte der Meister, der, an einem Bilderrahmen beschäftigt, sich umwandte.

„Aber ich bin's ja, der Vitus.“

„Was für ein Vitus?“

„Dein Schwesterkind, Onkel.“

Der Meister machte große, aber darum nicht freundlichere Augen.

„Was, der Vitus? — Wie kommst denn du daher, Bube? Schickt dich deine Mutter zu mir?“

„Fortgelaufen bin ich, Onkel, ich hab's nimmer aushalten können.“

„Fortgelaufen, was! Wenn's auch deine rechte Mutter nicht ist — fortgelaufen — ein Lump bist! Und was willst denn hier?“

„Arbeiten, — was lernen möcht' ich.“

„Meine Kunst möchtest lernen?“ lachte Meister Gottfried mit spöttischem Stolz. „Meinst du, das sei so leicht, das könne jeder!“

„Vater, Vater,“ klang in diesem Augenblick eine helle Stimme, „ist das wirklich der Vetter?“

Vitus riß es mit einem Ruck herum. Wie er auf die geöffnete Tür des Wohnzimmers blickte, glaubte er neuerdings zu träumen. Das war ja ganz das liebliche Engelsgesicht, das er nachts im Eichenwald im Traume gesehen. Konnte das seine Base sein?

„Der leichtsinnige, nichtsnutzige Vetter, ja,“ brummte der Meister.

„Aber, Vater, — was hat denn der arme Vitus getan?“

„Zugelaufen ist er uns wie ein von Hause ausgerissener Hund. So etwas duld' ich nicht.“

Kathinka betrachtete den Burschen, dem die Tränen in die Augen traten, mit innigem Mitleid. „Aber Vater, das kannst du doch nicht tun und ihn so aus dem Hause jagen. Laß ihn dableiben, um meinwillen, ich bitt' recht schön darum.“

Das Mädchen kannte ihre Macht über den Vater: solchen Bitten hatte er noch nie widerstehen können, und sie hatte sich auch diesmal nicht getäuscht.

„Frag die Mutter, was die meint,“ lenkte der noch eben so Ergrimimte ein.

„Aber die tut ja nur, was du willst.“

„Meinetwegen denn, bis morgen; aber mit der ersten Post muß er fort.“



Der Meister machte große, aber darum nicht freundlichere Augen.

Vitus kam sich vor wie ein armer Sünder, dem nach überstandener Fegfeuer doch noch die Seligkeit des Himmels sich öffnet.

Die weiche Hand des Mädchens legte sich, um ihn fortzuziehen, auf seinen Arm, und ihre Stimme klang zutraulich dicht an seinen Ohren: „Nur Mut, Vetter, der Vater ist nicht so schlimm, wie er tut. Laß mich nur machen. Du gefällst mir und mußt bei uns bleiben.“

„Wenn das nur möglich wäre,“ sagte er mit einem Seufzer und sah in das tiefleuchtende Blau ihrer Augen.

„Komm nur mit zur Mutter. Der Besperkaffee ist gerade fertig, und ich denke, er wird dir schmecken,“ meinte das Mädchen.

„Freilich, habe ja seit drei Tagen nichts Warmes mehr geessen.“

„Armer Vitus!“ Sie faßte von neuem seine Hand und zog ihn über den halbdunklen Gang der Küche zu.

Die Meisterin, eine etwas beschränkte, doch herzensgute Frau, hieß Vitus freundlich willkommen. Aber linksich, ungeschickt und verlegen, wie sie allen Fremden gegenüber war, sagte sie nicht viel und überließ die Unterhaltung fast ausschließlich der Tochter.

Vitus mußte immer wieder von seiner großen Wanderung erzählen, die ihm in den Augen des gleichalterigen Mädchens, das noch nie aus Sindolshausen hinausgekommen war, eine Art von romantischer Verklärung verlieh.

Der Meister erschien nicht. Zur Besperzeit pflegte er stets zum benachbarten Wirt zu einem Glas Bier hinüberzugehen.

„Wenn er wieder kommt, ist der Vater in guter Laune,“ sagte Kathinka. „Dann müssen wir einen zweiten Angriff machen.“

„Glaubst du wirklich, daß er mich behält?“

„Natürlich. Also du kannst zeichnen und malen?“

„Ach, Farben habe ich ja nie gehabt!“

„Die gibt es genug bei uns. Und der Vater muß gleich eine Probe deiner Kunst sehen. Komm nur, du mußt jetzt etwas machen.“

„Wenn ich nur wüßte, was?“

„Unser Haus vielleicht, kannst du das?“

„Warum nicht? — Häuser habe ich schon oft gemacht.“

„Schon gut, ich führe dich in den Garten. Und Farben bringe ich dir auch. Ich zeig' dir schon wie man sie verwendet. Ein wenig verstehe ich auch davon.“

Sie sprang geschäftig davon, holte ein großes Blatt Papier, Bleistift und Farben. In weniger

als einer halben Stunde war das kleine Werk vollendet und zu Kathinkas Zufriedenheit ausgefallen. Das Bildchen wurde in der Werkstatt auf den großen Tisch gelegt, und das Mädchen klatschte vergnügt in die Hände.

„Der Vater wird bald zurückkehren. Aber es fehlt noch etwas. Halt einmal still, so wirst du ihm besser gefallen.“ Sie hatte den grauweißen, mit Farbenflecken bedeckten Arbeitskittel des gerade über Land geschickten Lehrburschen Fritz vom Nagel genommen und hüllte ihn in denselben. „So, — jetzt schau' du aus wie unsereiner. So trittst du vor den Vater und bittest ihn um Arbeit.“

Ehe Vitus etwas erwidern konnte, tönten auf dem holperigen Straßenpflaster schon die schweren Schritte des Meisters, und Kathinka schlüpfte ins Nebenzimmer zurück, drinnen nach Art aller Ewas-töchter ihr Ohr an das Schlüsselloch legend.

Gottfried Rambacher war wirklich guter Laune. Ein lustiges Lied pfeifend, begab er sich direkt durch den Laden in die Werkstatt. Betroffen blieb er auf der Schwelle stehen. „Bist du schon zurück, Fritz?“

Vitus wandte sich um. „Ich bin's ja, Onkel.“

„In dem Gewand? Was soll die Komödie?“

„Um Arbeit möcht' ich den Meister bitten.“

„Ja, ist dir's denn wirklich ernst, du Landstreicher, du Durchbrenner?“

„Hab' schon ohne Auftrag ein bißel was geschafft. Schau hier, Onkel.“

Des Meisters Blick fiel jetzt auf das Bild seines Hauses. „Boß Wetter, das hast du gemacht? Nicht übel.“ kritisierte er mit prüfender Miene. „Aber“ — er schien sein Lob schon zu bereuen — „ein Dumm, ein Bagabund bleibst doch. Vielleicht, daß man noch was Gescheites aus dir machen kann.“ Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Will's versuchen, will's versuchen. Deine Stiefmutter brauch't's nicht zu wissen, daß du da bist, geschieht ihr recht — ganz recht.“

„Wirklich, Onkel, darf ich bleiben?“ rief Vitus außer sich vor Freude.

„Nun ja, weil du halt einmal da bist. — Aber das merk dir, bei mir gibt's kein Davonlaufen.“

„Das schwör' ich dir, Onkel. Immer dazu bleiben, wäre ja mein höchster Wunsch.“

Die Tür öffnete sich und der nubbraune Kopf seines Schutzengels erschien: „Ich gratuliere dir, Vetter, und dir, lieber Vater, danke ich recht schön. Der Vitus wird schon brav sein.“

„Wenn er dem Arbeitskittel Ehre macht, ist's recht, sonst . . .“ Mit einer drohenden Bewegung brach er seine Worte ab. — — —

Leicht war es nicht, die Schule des strengen Meisters durchzumachen. Kambacher hielt seine Kunst, wie er eigenfönnig sein Handwerk nannte, hoch, aber das Malen eines selbständigen Bildes litt er nicht. Das sei Tand, der zu nichts führe und kein Geld einbringe. Dabei blieb es vor des Meisters Augen, — in Wahrheit freilich nicht.

Sein Schützengel, wie Vitus die liebliche Kathinka im stillen nannte, wußte auch hier wieder Rat. Das kluge, tiefblickende Mädchen hatte längst erkannt, daß ihr Vetter bei der eintönigen Arbeit das volle Glück nicht fand.

Seit einiger Zeit war sie die Mitwifferin seiner nächtlichen Geheimnisse geworden, ja sie ermüdete ihm geradezu dieselben. Durch Zufall hatte sie die Entdeckung gemacht, daß Vitus beim trüben Schein einer alten, noch halb mit Del gefüllten Stall-Laterne nachts auf seiner Kammer an einem Bilde malte, das die Kirche des Orts, den Kalvarienberg, dahinter den Wald und das fern herübertragende Schneegebirge darstellte. Am Tage, wenn die Mutter schlief, und der Vater auswärts zu tun hatte, durfte er auch sie mit dem Bleistift skizzieren, um dann nachts an dem Bilde weiter zu arbeiten. Aber



„Wenn er dem Arbeitskittel Ehre macht, ist's recht, sonst . . .“

das ging unendlich langsam. So wurde er, ehe er noch den letzten Pinselstrich tun konnte, Geselle, im dritten Jahre nach seiner Ankunft bei dem Onkel. Als solcher begann er sich vor dem jungen Mädchen zu schämen, das so viel mehr wußte als er. Sie erriet seine Gedanken und wußte ihm heimlich allerlei Bücher zu verschaffen, aus denen er Geschichte, Länderkunde und Sprachen lernen konnte.

Dann fing er an, die ihn umgebenden Menschen zu prüfen. Die Base blieb für ihn immer ein höheres Wesen, eine Art Schutzgeist, den er nicht eigentlich zu den Menschen rechnete. Seine Tante, die gute, beschränkte Frau Kambacher, forderte das Nachdenken nicht weiter heraus. Um so mehr aber der

Meister. Der war ihm ein Rätsel. Nur was praktisch war und augenblicklichen Gewinn eintrug, galt vor seinen Augen. Er wollte nur Geld einnehmen, niemals ausgeben. Das ging so weit, daß er selbst seinem Gesellen schon zwei Jahre lang den Lohn schuldete.

Kathinkas Bild war endlich vollendet, aber nur von ihr gesehen und im Kleiderkasten verborgen worden. Jetzt strebten seine Wünsche höher und weiter.

So begann er wieder nachts mit allerlei kleinen, heimlichen Nebenarbeiten sich etwas zu verdienen. Sein Plan stand fest. Sobald er sich genug erspart, wollte er ein zweites Mal sein Glück auf der Landstraße versuchen und in die weite Welt, nach Süden, nach Italien, dem Lande aller Künstlersehnsucht, pilgern. Freilich, das Ersparte reichte dazu noch lange nicht, und davon zu laufen wie einst, hätte ihn meineidig gemacht.

Das Geheimnis seiner Pläne lastete schwer auf seiner Seele, und die innere Verzweiflung ließ ihn Trost bei der lieblichen Kathinka suchen. In ihren Augen glaubte er das Verständnis für seine Träume zu lesen. Aber offen reden mochte er auch zu ihr nicht. Sie hatten nun beide das zwanzigste Jahr erreicht, doch in Vitus' Brust war noch keine Leidenschaft erwacht. Aber wenn der Flieder duftete und die Vögel sangen, war es dem jungen Manne so unendlich wohl in ihrer Nähe, daß er wünschte, nie aus diesem süßen Traume zu erwachen.

Einmal aber, als gerade der Meister vorübergegangen, wie Kathinka ihr braunes Haupt an seine Schulter lehnte und er sich niederbeugte, um, von einer unwillkürlichen Gewalt getrieben, seine Lippen auf ihre reine Stirn zu drücken, erschrak er, als habe er etwas Unrechtes getan. Die Vorwürfe jedoch, die er von den Eltern des Mädchens fürchtete, blieben aus. Im Gegenteil, sie wurden immer

freundlicher und liebenswürdiger, und während der Meister früher in ihm nur den Lehrling und Gesellen gesehen, schien er ihn jetzt mehr als Verwandten und als Mitglied seines Hauses zu betrachten. Nur Kathinka selbst ward sonderbarer Weise allmählich scheuer und zurückhaltender. Bisweilen überraschte er sie, wie sie ihn mit fragenden, fast angstvollen Blicken betrachtete und ein Seufzer ihre junge Brust schwellte. Aber er verstand nicht, was in des Mädchens Herzen vorging, und lebte, nur mit seinen Zukunftsplänen beschäftigt, weiter.

Eines Abends, da sie wieder auf der Fliederbank saßen und er ihre kleine Hand in der seinen hielt, ging es plötzlich wie ein Krampf durch ihre Brust. Sie wurde ganz blaß, stand auf und sagte leise: „Ach, Vitus, du kannst mich ja doch nicht lieben!“ In ehrlichem Erstaunen blickte der junge Mann sie an. „Wie kannst du das sagen, Kathinka! Ich bin dir doch von Herzen gut!“

Sie sah ihn rasch und prüfend an, aber der Ausdruck seines Gesichtes schien ihr genug zu sagen.

„Ja, wie deine Base —“

„Nein, mehr, viel mehr.“

„Wie eine Schwester,“ kam es zögernd über ihre Lippen.

„Noch viel, viel mehr,“ rief er überzeugt.

Da zuckte ihre Hand zum Herzen und ihre Augen leuchteten auf.

„Noch mehr?“

„Wie meinen Schützengel,“ sagte er begeistert.

„Dir verdanke ich ja alles: daß ich hier bin, daß etwas aus mir geworden ist.“

Der Sonnenstrahl auf ihren Zügen war schon wieder erloschen, sie senkte den Kopf wie ein kranker Vogel. „Ja, ja, es ist doch so,“ flüsterte sie vor sich hin. Und dann ging sie, da der Vater vom Garten her kam, stumm in das Haus zurück.

Der Meister hatte sie noch gesehen, und wie er bemerkte, daß Vitus ihr ganz aufgeregert und verstört nachblickte, glitt ein zufriedenes Schmunzeln über sein Gesicht.

Am nächsten Abend begab sich etwas Außergewöhnliches. Meister Gottfried ging nicht zum gewohnten Vesperbier. Statt dessen kam er zum Kaffee, den Vitus wie immer mit Tante und Base einnahm. Kathinka saß, mit einer Stiderei beschäftigt, am Fenster und schien nichts von den Blicken, die Vater und Mutter miteinander wechselten und die sich mit offenbarem Wohlgefallen auf den hübschen Neffen richteten, zu bemerken.

Nachdem man den Kaffee getrunken, ohne daß eine rechte Unterhaltung zustande gekommen, rückte

der Meister auf seinem Stuhl hin und her, nahm dann die Mütze ab und strich sich mit der Hand durch die spärlichen, schon stark ergrauten Haare, während das Mädchen kaum atmend und mit niedergeschlagenen Augen wieder zu ihrer Arbeit griff.

Vitus empfand etwas wie eine drückende Schwüle. Er begriff nicht, was das alles bedeuten sollte. Da sah er, daß die Frau ihrem Manne einen ermunternden Wink gab, und gleich darauf ermannete sich der Meister nach energischem Häuspern zu einer in feierlichem Ton gehaltenen Ansprache.

„Wir haben dich noch als halbes Kind in unser Haus genommen, Vitus,“ sagte er; „jetzt aber bist du längst zum Manne geworden, und du hast uns niemals Schande gemacht. Deine Stiefmutter hat sich nicht mehr um dich gekümmert, und so sind wir sozusagen deine Eltern geworden, die stets Bestes wollen. Wie ein braves Kind bist du immer demüthig und bescheiden gewesen, und das hat mir und meiner Kamilla besonders gefallen. Aber wenn jetzt deine Bescheidenheit dich hindert, einen Herzenswunsch auszusprechen, den wir dir schon lange von den Augen ablesen — —“

„Einen Wunsch?“ fuhr Vitus, vor freudiger Erregung zitternd, auf. Sollte der Meister wirklich seine geheimsten Gedanken erraten haben, ihm die Freiheit und vielleicht gar noch die Mittel geben wollen, seine Pläne auszuführen? Das Glück erschien so groß, daß er es kaum auszudenken wagte.

„Ja, den du nun offen sagen darfst. Freilich mögen auch manche andere in unserem Städtchen einen solchen hegen, denn wir sind gottlob nicht arm; und da du redlich zu verdienen geholfen, soll auch dein Anteil nicht kurz bemessen werden.“

„Ihr wolltet wirklich, Onkel?“

„Die Tugend belohnen. Glaubst du, wir seien blind gewesen und hätten nicht bemerkt — —“

„Aber ich mußte es geheim halten, weil ich deine Vorwürfe fürchtete.“

„Wir haben gern ein Auge zugeedrückt,“ fiel ihm der Meister ins Wort, „aber immer kann es so nicht fort gehen, und darum, wenn du bei uns bleiben und mir so fleißig wie bisher helfen willst, mag es sein, nimm sie in Gottesnamen hin.“

Er war aufgestanden, hatte die leise zuckende Hand Kathinkas ergriffen und legte sie in die seine. Schluchzend barg das Mädchen den Kopf an seiner Brust. Frau Kamilla aber breitete die Arme aus und rief gerührt: „Seid glücklich, Kinder, seid glücklich!“

Vitus stand ganz erstarrt, wie einer, dem plötzlich aus wolkenlosem Blau ein Blitz zu Füßen fährt.

Er fühlte sich aus allen Himmeln seiner Hoffnung gestürzt und war kaum instande, das Vorgehende zu begreifen. Auch als jetzt die Thür sich öffnete und ein paar entfernte Verwandte, Freunde und Bekannte hereintraten, die alle zu dem wohl inszenierten Schauspiel schon vorher geladen sein mußten und in hohen Freudentönen ihre Glückwünsche anbrachten, konnte er keine Worte finden. Er empfand etwas wie Ekel vor dieser Komödie, und nur das Mitleid mit dem sich zärtlich an ihn schmiegenden Mädchen hielt ihn ab, sein Inneres zu verraten.

Sein Schweigen fiel nicht weiter auf, denn die Eltern mochten es der die Sprache raubenden Ueberraschung zuschreiben, und die anderen redeten so viel durcheinander, daß sie nur sich selber hörten. Vitus aber konnte sich von seiner Betäubung noch immer nicht erholen. Zuviel stürmte mit einem Male auf ihn ein. Jetzt endlich verstand er sich selbst und das, worüber er nie nachgedacht. Er liebte Kathinka nur wie eine Schwester und erschrak bei der Vorstellung, daß sie nun sein Weib werden sollte. Aber sie — dachte sie anders von ihm — hegte sie andere Gefühle für ihn? Was sollte daraus werden! Zugleich hatten sich ihm blitzartig der Charakter und der berechnende Sinn des Onkels enthüllt. Der Meister handelte nur aus schnöder Selbstsucht, indem er den guten, anspruchlosen Arbeiter dauernd an sein Geschäft fesseln wollte, wenn er ihm seine Tochter gab. Dagegen sich aufzulehnen, hätte er sich nicht gescheut; aber konnte er die arme, an allem schuldlose Kathinka auf den Tod verwunden? Liehte sie ihn wirklich, so mußte ihr die Wahrheit das Herz brechen. So schlecht konnte er nicht sein.

„Kathinka, liebe Kathinka,“ sagte er, zärtlich mit der Hand über ihr seidenweiches Haar streichend, „nicht wahr, wir werden recht glücklich sein?“

Sie sah auch jetzt nicht zu ihm auf und barg noch immer wie verschämt das Haupt an seiner Brust. Wie ein verhaltenes Schluchzen bebte es durch ihren schlanken Leib. „Ja, du sollst glücklich werden!“ hauchte sie leise.

Die Meisterin hatte gefüllte Gläser gebracht und reichte sie herum. Man stieß auf das Wohl der Verlobten an. Kathinka machte sich sanft los tat mit Vitus Bescheid.

„Es lebe, was wir lieben!“ klang es.

Da sah Vitus, wie eine Träne langsam aus des Mädchens blauem Auge über die blasser Wangen perlte und in den goldenen Wein fiel.

„Wie glücklich unser Kind ist!“ rief die Mutter, „sie weint vor Freude.“

Die Träne aber hatte bei Vitus den Ausschlag gegeben. Er durfte dieses liebe Geschöpf nicht unglücklich machen. Sie verdiente es, daß er all sein Glück, seine Hoffnung, seine ganze Zukunft für sie opferte; o, sie sollte noch sehen, wie gern er sie hatte!

Aber mit jedem Tage ward ihm die Last schwerer zu tragen. Die Spießbürgerei seiner Umgebung widerte ihn an, und Sindolshausen erschien ihm wie ein Kerker, in dem er mit einer Mitgefangenen zu

lebenslänglicher Haft verdammt war. Immer neue Zweifel und Gedanken quälten ihn. Konnte eine Ehe, ohne die rechte Liebe seinerseits, Kathinka beglücken? Mußte sie nicht schließlich doch die Wahrheit durchschauen, so ängstlich er sie auch zu verbergen suchte?

Schon beriet man über den Tag, an dem die Vermählung stattfinden sollte. Frau Kamilla traf schon lange geheimnisvolle Vorbereitungen, verhandelte mit dem Metzger und Bäcker, betrachtete prüfend die Fettfülle des Chrenschweins und stopfte den längst schon gemästeten Gänsen noch immer neues Futter hinein.



Frau Kamilla rief gerührt: „Seid glücklich, Kinder, seid glücklich!“

Bei alledem kam sich Vitus selbst wie ein Schlachtopfer vor, dessen letzte Stunde immer näher rückte. Wo war sein Schutzengel geblieben? Die, die ihm immer als solcher erschien, sollte es ja nun nicht mehr sein. In seiner Not betete er zu Gott, ihm wieder einen treuen, schützenden Geist zu senden, der ihn schon einmal gerettet und bisher so gnädig geleitet. Von Menschen war keine Hilfe mehr für ihn zu erwarten, nur ein Engel konnte sie bringen — und er brachte sie.

Kathinka hatte in den letzten Tagen jedes Alleinsein mit Vitus vermieden. Jetzt, am Sonntag, da der Vater beim Bier, die Mutter bei einer Nachbarin weilte und sie eben aus der Vesper zurückkehrte, schlich sie sich leise an die Bank heran, auf der ihr Verlobter in dumpfem Brüten, ohne ihr Nähe zu ahnen, vor sich hinstarrte. Sanft und leise legte sie die Hand auf seine Schulter.

„Du, Kathinka —“ fuhr er auf und sah ihr schmerzlich lächelnd ins Gesicht. „Du kommst endlich zu mir, nachdem du mich so lange fast zu fliehen schienst.“

„Zu fliehen, ja, um mich zu finden.“ sprach sie bewegt.

„Ich verstehe dich nicht.“

„Das wirst du gar bald. Denn heute bin ich gekommen, um — um —“ Ihre Stimme erstickte in einem stillen, zu Herzen gehenden Schluchzen.

„Um?“ — fragte er, immer mehr staunend und zog sie neben sich auf die Bank nieder.

„Um Abschied von dir zu nehmen.“

„Bist du von Sinnen?“ Er starrte das Mädchen fassungslos an.

„Das heißt: ich bleibe hier und du mußt gehen.“

„Aber wir sind ja verlobt, Kathinka, unsere Vermählung steht vor der Thür. Du wirst doch jetzt nicht noch an meiner Liebe zweifeln?“

„Ich habe nie daran geglaubt,“ sagte sie offen und ehrlich, ihn mit großen, feuchten Augen ansehend, „ich zweifle nicht, denn ich weiß es.“

„Kathinka, ich schwöre dir, daß ich keine andere —“

Das glaube ich dir, aber unterbrich mich nicht. Ich meine nicht das, was du Liebe nennst, sondern was es für eine Ehe braucht. Kannst du mein Freund, mein Bruder sein und doch mich belügen wollen! Sage mir die ganze, reine Wahrheit. Ich genüge

dir nicht, ich kann dir nicht sein, was du suchst und ersehnt. Mich dein zu nennen, ist nie der Wunsch deines Herzens gewesen. Nicht du hast um mich angehalten, sondern der Vater hat mich ungefragt dir gegeben. Du kannst nicht leben in so kleinem Kreise; die Enge tötet dich, du willst hinaus, nach Sünden, in die weite Welt, ein großer Künstler werden, kein Handwerker, wie du es hier sein mußt. Mit solcher Sehnsucht in der Brust wäre es eine Marter, an mich und die Welt, die zu mir gehört, gekettet zu sein. Habe ich die Wahrheit gesprochen?“

Vitus rang nach Worten, er zitterte vor Erregung, seine Wangen glühten und erblähten in jähem Wechsel. „Kathinka, das alles weißt du?“ stieß er mit Mühe hervor.

„Ich habe es erraten.“

„Du kannst in meiner Seele lesen.“

„Weil ich dich liebe,“ sprach sie tonlos, die Augen zu Boden geschlagen.

„Und dann kannst du wollen, daß ich dich verlasse?“

„Eben darum.“

Da sank Vitus vor ihr nieder, umschloß ihre Kniee und küßte ihre Hände: „Kathinka, du bist eine Heilige, eine Märtyrerin, du bist der Schutzengel, den Gott mir gesendet hat in leibhafter Menschengestalt!“

Sie zog ihn empor. „Verzünde dich nicht, Vitus. Ich bin ein schwaches Weib, so schwach, daß ich das Geheimnis meines Herzens nicht bewahren konnte. Aber mein Vater hat es entweicht zu niedrigen Zwecken,

die du selbst durchschauen mußt. Darum kann ich ihm den Schmerz nicht ersparen.“

„Welchen Schmerz?“ fragte Vitus, noch immer wie in Andacht zu ihr emporblickend.

„Seine selbstsüchtigen Träume zerstört zu sehen.“

„Was willst du tun?“

„Meinen Eltern sagen, daß ich mich getäuscht habe, daß ich dich nicht liebe, nicht dein Weib werden kann.“

„Warum willst du Keine die Schuld auf dich nehmen? Warum kann nicht ich —?“

„Weil du frei werden sollst. Höre mich an. Der Vater wird zwar zornig werden, aber ich weiß, er zwingt mich nicht mit Gewalt zu seinem Willen. Du aber erhältst so einen triftigen Grund, das Haus zu verlassen, indem du durch mich getäuscht worden bist, ohne deinen Schwur zu brechen, ohne daß man



Da sank Vitus vor ihr nieder.

dir Vorwürfe machen und dich der Undankbarkeit anklagen kann. Gott verzeihe uns, daß wir zu solchem Spiele greifen; aber es geht nicht anders, um deiner Zukunft willen."

"Nein, das kann ich nicht annehmen, das Opfer ist zu groß," rief Vitus tieferschüttert unter Tränen; "ich bleibe, ich verlasse dich nicht!"

Sie schüttelte mit traurigem Ernste den Kopf. "Du es

mir, der du wie einer Schwester zugetan bist, zu liebe. Du mußt fort, oder alles, was gut, groß und edel in dir ist, geht verloren. Gott hat dich auf einen höheren Posten berufen, du mußt ihm folgen, nicht den Menschen. Nur, wenn ich dich einst als das sehe, was in dir schlummert, kann ich glücklich sein."

"Kathinka!" Er konnte nichts weiter sprechen. In dem einen Wort, in dem einen Namen lag ihm alles, — mehr als eine Welt, — ein ganzer Himmel. In schmerzlich süßer Behmut wollte er den Arm um sie schlingen, aber sie war schon wie ein Schatten laut- und spurlos verschwunden. —

Lange konnte Vitus das Undenkbare nicht fassen, nicht glauben. Aber am nächsten Morgen schon sah er, daß er nicht geträumt. Frau Kamilla ging mit gesenktem Kopfe, nachdenklich und kummervoll im Hause umher und sprach fast kein Wort. Auf der



Aber er war gegangen, und es gab kein Zurück mehr.

Stirn des Meisters aber lagen finstere Falten, und um seine Augen zuckte es wie drohendes Wetterleuchten.

Er schimpfte den Lehrbuben, wagte Vitus kaum anzusehen und rückte bald verlegen, bald ingrimig seine buntgestickte Kappe. Kathinka aber ließ sich nicht blicken.

Erst als die Familie beim Mittagstisch saß, platzte die Bombe. Nachdem man schweigend das Essen hinuntergewürgt, schlug der Meister plötzlich mit geballter Faust auf den Tisch, daß Teller und Gläser klirrten und klangen.

„Schockschwerenot! Ich will es, es soll bleiben wie es ist, du ungeratenes Kind, und wenn ich dich mit der Hundspeitsche zum Altar treiben müßte!“

Kathinka sah totenbläß da und erwiderte kein Wort.

„Dunkel,“ rief Vitus, in ungekünsteltem Schrecken aufspringend, „ich lasse ihr nichts tun! Und was soll das bedeuten?“

„Bist du denn allein blind, merkst du allein es nicht, daß sie sich anders besonnen, daß sie ihre Tannen hat und dich nicht mehr will? Betrogen hat sie dich und uns. Aber ich werde ihren Troß brechen, sie soll dich nehmen, so wahr ich Gottfried Kambacher heiße!“

Vitus mußte sich Gewalt antun, um die ihm auferlegte qualvolle Rolle zu spielen. „Nein, Dunkel,“ sagte er mit scheinbar verletztem Stolze, „wenn es so ist — — erzwungene Liebe will ich nicht, wir beide würden unglücklich werden, und ich habe es schon seit einigen Tagen geahnt. Ihr, der ich so viel Dank schulde, kann ich nicht zürnen, aber zu bleiben vermag ich auch nicht. Morgen schon will ich Haus und Stadt verlassen.“

„Nichts da, du mußt bleiben und sie gehorchen,“ tobte der Meister. Dann rannte er wütend aus dem Zimmer und ins Wirtshaus.

Die schwache Mutter blieb, in Tränen aufgelöst, am Tische sitzen, der Lehrling, der bei jedem Gewitter fürchtete, daß es auch ihn treffen könne, schlich sich still hinaus. Kathinka aber trat im Gange, als Vitus sich auf seine Kammer begeben wollte, an die Seite des Betters und flüsterte ihm zu:

„Es ist alles gut gegangen. Das Weitere liegt bei dir. Aber mache Ernst auf der Stelle. Morgen mußt du fort.“

„Morgen schon — und dich verlassen!“

„Ich selbst helfe dir. Und hier —,“ sie drückte ihm etwas in die Hand. „Ich brauche es nicht, aber dir wird es nützen.“

Er öffnete mit zitternder Hand das Papier. „Kathinka, das ist ja Geld! — Und das soll ich nehmen?“

„Es ist all mein Erspartes. Willst du mich kränken? Ich weiß, daß der Vater dir mehr schuldet. Es ist kein Geschenk. Warum willst du es nicht nehmen aus meiner Hand?“

Da wagte er keinen Widerspruch mehr und schob das Geld in die Tasche.

Während der Vater im Wirtshaus seinen Zorn vertrank, die Mutter, immer noch weinend, alle schon getroffenen Hochzeitsvorbereitungen wieder rückgängig machte, half Kathinka dem ganz betäubten Vitus sein Bündel schnüren. Nur zuweilen fuhr sie sich verstohlen über die Augen, sonst bewahrte sie eine bewundernswerte Fassung.

„Und mein Bild?“ fragte sie, zuletzt noch den Kasten öffnend, dessen übrigen Inhalt sie schon ausgeleert hatte.

„Verbrenne es. Es ist Stümperwerk. Ich trage ein besseres von dir im Herzen.“ — — —

Am nächsten Morgen wagte es Meister Gottfried nicht, seinen Nefen zurückzuhalten. Mit finsternem Grolle fand er sich in das Unvermeidliche, das ihm durchaus begreiflich erscheinen mußte. Kathinka ließ sich nicht sehen. Sie mochte den Abschied, den sie gestern von Vitus genommen, nicht noch einmal erneuern. Das wäre zuviel für ein schwaches Mädchenherz gewesen.

Auf dem Berge vor dem Fertore, von dem er Sindolshausen noch einmal zu seinen Füßen liegen sah, blieb Vitus stehen. Sein Herz blutete, und Tränen standen in seinen Augen. Aber er war gegangen, und es gab kein Zurück mehr. Nur eines blieb ihm: sich des Opfers würdig zu erweisen, das ihm die treueste Liebe gebracht.

„Verraten, also wirklich verraten!“

Mit einem Fluche schleuderte Vitus die Fetzen des zerrissenen Briefes an den Boden. Nun schrieb sie selbst dreist und schamlos, was er den warnenden Stimmen der Freunde nicht hatte glauben wollen. Ein anderer gefiel ihr besser, ein brauner, schwarzäugiger Landsmann, und er selbst war ja nur ein Deutscher, ein Ausländer!

In heftiger Erregung fuhr sich der Maler mit der Hand durch das volle Haar und lachte bitter auf. Was wußte eine Welsche von Treue! Wild aufspringend und mit großen Schritten sein Atelier durchmessend, blieb er plötzlich vor dem Winkel, den ein gekreuzigter Heiland schmückte, stehen. Was hatte der da gesagt vom Splitter, den man in des Bruders Auge sah statt des Balkens im eigenen? Galt es nicht auch von ihm, hatte er nicht in jugendlicher Torheit, von fremdem, falschem Scheine verlockt, das beste Herz zurückgestoßen und war einem Irrelicht nachgejagt? Ja, ihm geschah ganz recht, er hatte es verdient — um Kathinka, der er doch alles verdankte, was er geworden. Beschämt vor sich selber stand er da, und die seit seinem Abschied von Sindolshausen vergangenen fünf Jahre zogen wieder an seiner Seele vorüber.

Von den höchsten Idealen erfüllt, schaffend mit unermüdetem Eifer, dem ein reicher Kunstfreund die nötige Unterstützung hatte angedeihen lassen, war es ihm gelungen, sich in der kurzen Zeit einen Namen von gutem Klang als Maler zu erwerben. Seine Bilder wurden auf allen Ausstellungen be-

wundert und trugen ihm reichen Gewinn ein. Und nun, da er äußere Sorge nicht mehr kannte, da alles erfüllt schien, was er kaum zu träumen gewagt, — jetzt sah er sich in dem, was ihm das Heiligste gewesen, in seiner Liebe zu Bianca schändlich betrogen und fühlte sich grenzenlos unglücklich und verlassen. Dieses große, glänzende Rom, in dem er schon so heimlich gewesen, erschien ihm jetzt wie eine fremde, kalte Welt. Wem sollte er trauen, wem sein Herz ausschütten, nachdem auch sein edler Gönner und Wohltäter, Baron von Sensenheim, im Herbst auf seine Besitzungen am Bodensee zurückgekehrt war? Aber er hatte ihn ja zu baldigem Besuche eingeladen. Wie ihm das einfiel, stiegen plötzlich die stillen Hügel der Heimat, die dunklen Wälder, die roten und grauen Dächer friedlicher Dörfer und die blauen Augen der deutschen Mädchen vor seinem Geiste auf. Ach, auch Kathinka hatte solche Augen, und sie waren vielleicht von Tränen gerötet um ihn!

Die Reste von Biankas Brief verächtlich mit dem Fuß zur Seite stoßend, warf er sich seufzend auf die Ottomane und stützte den Kopf in beide

Hände. Die Weihnachtszeit mit ihrem Lichterglanze, mit Tannenduft und Märchenzauber stand vor der Tür. Hier gab es nichts von alledem, nur ein lärmend buntes Volksfest, das jeder Innigkeit und Poesie entbehrte. Aber daheim, daheim! Ob sie wohl den Christbaum schmückte für die alten Eltern? Seit Jahren hatte er, im Neze der schönen Welschen verstrickt, ihrer kaum gedacht, freilich auch nichts von ihr gehört. Jetzt, da die Schlacken der blinden Leidenschaft von ihm abgefallen, stand es plötzlich fest in ihm: nur sie, die ihm zu seinem Glücke verholfen, durfte es teilen, wenn es Dankbarkeit und Gerechtigkeit auf Erden gab! Eine heiße Sehnsucht nach der fernem deutschen Heimat ersetzte ihn und trieb ihn zu einem jähen Entschlusse. Das Nötigste war schnell zusammengepackt, und noch mit dem

Nachtzug verließ er die Ewige Stadt, um dem kalten Norden entgegenzudampfen.

Bald lagen der Gotthard und die vereisten Bergriesen der Schweiz hinter ihm. Da leuchtete stahlblau, zwischen dem weißblendenden Schnee der Ufer, die weite Fläche des Bodensees, da grüßte das herrliche Münster von Konstanz herüber, und dort winkte gastlich die Villa des Barons von Sensenheim. Doch sollte sie erst später sein Ziel sein; weiter und weiter ging es durchs burgengeschmückte Hegau und die finsternen Forste des Schwarzwalds, weiter in die freundlichen Gelände Badens hinein. An der vermeintlichen Endstation angekommen, erfuhr der Reisende zu seinem Erstaunen, daß in-



Von hier ab bis zum Ende der Bahn sei alles verweht.

zwischen nach dem früher so weltentlegenen Sindolshausen eine Bahn gebaut war und er nur in den Lokalzug umzusteigen brauchte, am den Ort seiner Sehnsucht zu erreichen.

Immer wieder blickte Vitus auf die Uhr, und in freudig banger Erwartung klopfte sein Herz. Kaum eine halbe Stunde noch, und er mußte den Kalvarienberg, das spitztürmige Pfertor

und die weißleuchtende Kirche von Sindolshausen erblicken. Freilich durch die Scheiben war nichts zu erkennen, sie waren blind und trüb, denn draußen heulte und tobte schon seit zwei Tagen ein orkanartiger Schneesturm.

Plötzlich blieb der Zug, der schon seit einiger Zeit keuchend und pustend immer langsamer gefahren war, ganz stehen. Man befand sich noch mitten im freien, verschneiten Felde; doch in einiger Entfernung sahen die roten Stationsgebäude von Wartenstein, der letzten Haltestelle von Sindolshausen, herüber. Der Schaffner öffnete die Coupétür und erklärte, daß man nicht weiter fahren könne. Von hier ab bis zum Ende der Bahn sei alles verweht und schon gestern ein Zug stecken geblieben. Da blieb dem Vitus nichts übrig, als mit seiner

hetzen Sehnucht aus dem behaglich warmen Wagen in den kalten Schnee hinabzusteigen und den einsamen Häusern von Wartenstein entgegen zu wandern. In dem kleinen Wirtshaus war alles überfüllt und ein Fuhrwerk nicht zu erhalten. Doch als er erfuhr, daß die Straße über den Fierbühl für Fußgänger noch passierbar war, entschloß er sich, im Vertrauen auf die ihm wohl bekannte Gegend, den Weg noch heute anzutreten.

Länger als eine Stunde war er schon gewandert und sah immer mehr ein, daß er die Schwierigkeiten des Weges unterschätzt hatte. Fußhoch lag überall der Schnee, und oft versank er bis an den Leib in der weißen, eisig kalten Masse. Je näher er der Höhe kam, desto schlimmer wurde es. Nur keuchend und schweißtriefend arbeitete er sich noch vorwärts. Finsternes Sturmgewölk hatte den Mond überzogen, und als sein bläuliches Licht erloschen war, hüllte nachtschwarze Dunkelheit die Gegend ein.

Vitus sah ein, daß es das Vernünftige war, umzukehren, und eben wollte er seinen Entschluß ausführen, als sich über ihm ein hohles Säusen und Brausen hören ließ. Ein neuer Schneesturm brach mit unerhörter Heftigkeit los. Wie eine weiße Wand schob es sich über den Berg, ein wirbelndes Flockenmeer erfüllte die Luft und verdunkelte seine Augen. Er sah nicht einmal die Straße mehr, auf der er sich befand, und mußte jeden Augenblick fürchten, vom Wege abzukommen. In Nase und Mund drangen ihm die feuchten Kristalle und drohten ihn zu ersticken. Es war unmöglich geworden, nach Wartenstein, von welcher Richtung der Sturm herübertobte, zurückzukehren, die Gewalt des Windes trieb ihn gegen seinen Willen weiter.

Eine Viertelstunde mochte er so mit der Wucht des Orkans gerungen haben, als er plötzlich betrossen und erschrocken stehen blieb. Dicht vor ihm zog sich deutlich durch den frischgefallenen Schnee die Spur menschlicher Tritte und verirrte sich weit ab ins Feld. Es war der zierliche Eindruck kleiner schmaler Sohlen, die nur einem Mädchen gehören konnten. Halb hatte sie der stäubende Schnee verwischt, doch mußte die Verirrte erst vor ganz kurzer Zeit hier gegangen sein. Der Gedanke, daß noch ein menschliches Wesen in dieser fürchterlichen Nacht und ganz in seiner Nähe mit dem Schneesturm kämpfte und vielleicht der Hilfe bedurfte, ließ ihn trotz seiner Ermüdung keinen Augenblick zögern, der Spur nachzugehen.

Der Himmel schien sein Beginnen unterstützen zu wollen; plötzlich, wie er sich erhob, hörte der Sturm zu wüten auf, nur einzelne große Flocken

tanzen noch langsam durch die Luft. Das Gewölk zog sich auf, und über der weiten, schweigenden Schneewüste erstrahlten wieder Mond und Sterne. Kaum aber war der Maler einige Schritte gegangen, als die Spur an einem langgestreckten Schneehügel vollständig aufhörte, und zugleich kam es ihm vor, als ob der Hügel sich bewegte. Ein kalter Schauer überließ ihn, denn jetzt glaubte er aus dem Innern ein schwaches Seufzen und Stöhnen zu vernehmen. Zu Tode erschrocken, bekreuzte er sich und wollte im ersten Augenblick wie vor einem höllischen Spuk entfliehen. Doch als sich die leise Stimme von neuem hören ließ, faßte er sich ein Herz, und seine Angst wich vernünftiger Ueberlegung. Kein Zweifel, Gott wollte ihn zum Retter einer Unglücklichen werden lassen, die da unter dem weißen Leichentuche vor ihm begraben lag.

Ohne länger zu zögern, warf er sich an den Boden und begann in fieberhafter Hast mit beiden Händen zu scharren und zu schaufeln. Da war es schon, was er vermutet hatte, nach wenigen Minuten hatte er ein paar schlanke Mädchensüße aus dem Schnee befreit. Schmerzhafte Laute verrieten ihm, daß das Opfer des Sturms noch lebte. Schnell wechselte er seinen Platz, um zuerst den Kopf der Begrabenen bloßzulegen. Mit übermenschlicher Anstrengung arbeitete er weiter und endlich, endlich sah er seine Mühe belohnt. Die Halbbetaubte erwachte, schüttelte selbst den letzten Schnee von Brust und Armen und richtete sich mühsam vor ihm auf.

Mit gellendem Aufschrei taumelte Vitus zurück.

„Kathinka, du!“

Der fahle Schein des Mondes fiel voll auf ihr bleiches Gesicht, und er starnte sie an wie ein dem Grabe entstiegenes Gespenst.

Ein Schauer schüttelte den zarten, in tiefes Schwarz gekleideten Körper des jungen Mädchens. Plötzlich schien sie zu begreifen, und die Arme ausbreitend, sank sie an des Retters Brust:

„Vitus, mein Vitus, du bist es wirklich, und dir verdanke ich mein Leben!“

Dann schloß sie wie müde die Augen und schien von neuem die Besinnung zu verlieren. Doch von seinen Armen umklammert, an sein heiß pochendes Herz gedrückt, kehrte das Leben bald wieder in die erstarrte Gestalt zurück, sie fühlte seine warmen Trüdentränen auf ihre Stirn fallen, und jetzt, nachdem er ihr einen Schluck starken Cognak aus seiner Trinkflasche eingesößt, erholte sie sich rasch.

„Vitus, wie ist es möglich, daß du hier? —“

„Ich bin gekommen, um endlich dich — deine Eltern wiederzusehen,“ fiel er ihr ins Wort, in-

dem er, seinen warmen Wodenmantel um ihre Schultern hüllend, sie langsam und vorsichtig wie ein krankes Kind zur Straße zurückführte.

„Ach, meine armen Eltern deckt die kühle Erde,“ sprach Kathinka tief erschüttert, „seit einem halben Jahre schon ruhen sie im Grabe.“

„Wie, beide — der Meister und die Meisterin? Armes Kind, wie Schweres hast du erduldet! Der Herr schenke ihnen die ewige Ruhe! Aber du selbst, so ganz verwaist, wie kommst du hierher, zu Nacht, allein — in dieses fürchterliche Wetter?“

„Ich suchte eine Heimat, Vitus,“ entgegnete sie leise.

„Ja, hast du denn keine mehr? Das Haus, das Geschäft deiner Eltern?“

„Sie sind in fremden Händen. Ach, der Herr hat uns schwer heimge sucht in den letzten Jahren. Du kanntest ja den Geiz meines Vaters. Er hat sich an ihm selbst gerächt. Mit seiner Hände Arbeit glaubte er nicht mehr genug zu verdienen und warf sich aufs Spekulieren.“

„Und dabei hat er alles verloren?“

„So ist es. Schlaue Vermittler betrogen ihn, der nichts von solchen Geschäften verstand. Wir kamen auf die Gant, und das hat der Vater nicht lange überleben können.

Meine gute Mutter ist ihm, wie immer, gefolgt.“

„Gott im Himmel,“ brach Vitus aus, „wenn ich das hätte ahnen können, wie gern wäre ich gekommen, euch zu helfen.“

Sie sah plötzlich fragend, fast erschrocken zu ihm auf. „Du, — hättest du es denn können? — Ja, mein Gott, — du siehst ja aus wie ein großer, feiner Herr, der reich — —“

„Reich, wahrhaft reich könnte nur ein Mensch auf der Welt mich machen,“ lenkte er ab, „doch reden wir nicht von mir, erst muß ich wissen, wie du —“

„Ich war bisher bei Tante Ulla, der einzigen Verwandten, die wir im Orte haben. Aber auf die

Dauer mochte ich ihr nicht zur Last fallen. Für mich gab es ja nur noch eine Heimat, die himmlische. Sie wollte ich schon auf Erden suchen und —“

„Ins Kloster treten?“ fragte er, da sie stockte.

„Ja,“ nickte sie, „bei den frommen Schwestern vom heiligen Schutzengel hatte ich eine Jugendfreundin. Die sorgte für meine Aufnahme. Am Weihnachtstag soll ich eintreten, und um das Ziel rechtzeitig zu erreichen, muß ich morgen früh mit der Bahn abreisen. Aber der Verkehr ist unterbrochen, ich erhielt kein Fuhrwerk, und wie ich fortging, war das Wetter noch leidlich.“

„Du wolltest nach Wartenstein?“

„Ich will es noch. Morgen mit dem ersten Zuge fahre ich von dort dem Kloster zu.“

„Mein, Kathinka, das wirst du nicht. Es ist zu spät, und glaubst du, ich gäbe dich ein zweites Mal der Gefahr des Todes preis? In Wartenstein findest du auch kein Quartier, und heute mußt du mit mir nach Sindolshausen zurück.“

„Wenn du meinst und es so willst“ gab sie nach und widersprach nicht, als er den Weg von der Höhe des Fersbühls abwärts nach dem Städtchen einschlug.

Bald tauchte, von dem blauen Silber des Mondscheins übergos-

sen, die doppeltürmige Kirche von Sindolshausen in der Tiefe zu ihren Füßen auf, und eine Stunde später saßen sie bereits als die letzten Gäste im behaglich warmen Zimmer des Gasthauses zur Krone.

Die Wirtsleute hatten in dem stattlichen, härtigen Künstler den einstigen Lehrbuben Meister Rumbachers nicht wiedererkannt und waren nicht wenig verwundert über das späte Erscheinen des Paares. Als aber Kathinka den Namen ihres Betters nannte und ihr schlimmes Erlebnis wie ihre wunderbare Rettung erzählte, begriffen sie, daß die jungen Leute sich viel zu sagen hatten, und zogen sich allmählich ins Nebenzimmer zurück.



— und er starcte sie an wie ein dem Grabe entstiegenges Gespenst.

Nun saßen Better und Base allein, und der heiße Glühwein, den sie auf die Schreden der Schneenacht tranken, erhitzte ihr Blut. Kein Wunder, daß ihre Wangen sich färbten, die Adern pochten und die Herzen stärker schlugen.

„Du suchst eine Heimat,“ sagte Vitus plötzlich, „und ich habe sie endlich gefunden.“

„Du, ach ja, — nicht wahr, in Italien, von dem du mir heute so viel erzählt hast? — Es soll ja die wahre Heimat der Künstler sein.“

„Nein, Kathinka, für mich ist sie nur dort, wo ich liebe.“

Sie wandte sich errötend bei seinem flammenden Blicke ab. „Better du willst doch nicht sagen?“

„Daß wir fortan uns mehr sein sollen als Better und Base. Daß wir nicht umsonst schon einmal verlobt waren. Damals war ich ein törichtes Kind, das sein Glück nicht begriff; aber jetzt haben mich herbe Erfahrungen zum Manne gereift.“

„Herbe Erfahrungen?“ wiederholte sie, „du sagtest doch nicht, daß es dir schlecht gegangen.“

„Nur da, wo ich es verdient. Du sollst es schon noch wissen, aber vorher habe ich dich Wichtigeres zu fragen. Kathinka, damals, als mir deine Hand geboten wurde, habe ich sie nicht genommen, denn ich war ihrer noch nicht wert. Könntest du sie mir jetzt noch reichen, sobald das Trauerjahr herum?“

„Sie erwarten mich im Kloster,“ sagte sie leise und sah mit erblaßten Wangen zu Boden.

„Der himmlische Bräutigam wird dir nicht zürnen, wenn du, im Herzen ihm immer treu bleibend, hier noch ein irdisches Glück suchst bei einem unwürdigen, sündigen Menschen.“

Sie schmiegte sich zärtlich an ihn. „Unwürdig, nein, Vitus, das kannst du nicht sein.“

„Doch, ich war es, aber ich habe mich selbst wiedergefunden. Ich will kein Geheimnis vor dir haben. Du sollst die Irrwege kennen, die ich gegangen, denn ohne sie hätte der rechte Weg mich nicht zu dir geführt. Die falsche Welsche, die ich ein Jahr lang liebte, hat mir die Augen geöffnet, um mich den Wert der deutschen Perle erkennen zu lassen. Kathinka, du lagst in reinem weißen Schnee begraben, ich in finsterner, häßlicher Nacht. Du kannst es, — willst du mich noch einmal emporziehen ans goldene Licht des Tages?“

„Muß ich es nicht?“ erwiderte sie, in seliger Freude zu ihm aufsehend. „Du hast mir das Leben gerettet. Ich vergelte nur Gleiches mit Gleichem. Eine halbe Stunde später wäre ich eine Leiche gewesen.“

„Siehst du,“ lächelte er, „so hättest du doch nicht ins Kloster können. Der Himmel hat's nicht gewollt.“

„Ich glaube es selbst, sonst würde ich ja mein Ziel erreicht haben und dir nicht begegnet sein. Ja, Vitus, wenn ich an deiner Brust noch eine Heimat auf Erden finden könnte,“ rief sie, sich selbst vergessend, das Haupt an seine Schulter lehrend.

„Dann, Kathinka,“ jauchzte er auf, „dann werden wir beide unaussprechlich glücklich sein.“ Und während er sie in seinen Arm presste und den ersten innigen Kuß auf ihre Lippen drückte, flüsterte er: „Schau, mir ist's, als hätt' ich heute erst mein Meisterstück gemacht, das mich einen ganzen und rechten Menschen sein läßt, und du, meine liebe, liebe Meisterstochter, hast mir dazu verholfen!“

Der Sekunden-Marti.

Der Herr Steuergardist war in Hintergabelsbach mit seinem Geschäft fertig — er hatte die Kontrolle übers Schnapsbrennen zu besorgen — und saß beim Abendtrunk im Lindenwirthshaus. Im Gespräch mit dem Lindenwirt kamen sie auf allerhand; auch auf die rasch eisende Zeit und aufs Altwerden.

„Uebermorgen,“ meinte der Lindenwirt, „bin ich 1578 Millionen 26 Tausend und 300 Sekunden alt; das Jahr zu 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten und 46 Sekunden gerechnet. Seit Christi Geburt sind's allerdings 60 Tausend 122 Millionen 802 Tausend und 30 Sekunden. Das ist nun einmal so meine Passion, die Sekunden auszurechnen.“ Inbald war es seine Passion, und dessentwegen hatte

er auch im ganzen Dorf den Namen „Sekunden-Marti“.

Der Steuergardist lachte überlaut und meinte: „Ei was, Lindenwirt, und dabei habt Ihr von all den Millionen noch nicht einmal eine Stunde lang die Sekunden gezählt.“ „Eine Stunde lang?“ sagte der Lindenwirt, „3600 Sekunden? Zwei, drei Stunden lang wollt ich sie zählen!“ „Was gilt die Wette,“ entgegnete der Gardist, „Ihr seid nicht einmal imstande, die Sekunden eine halbe Stunde lang ohne Unterbrechung zu zählen!“ „Eine halbe Stunde lang?“ lachte der Sekunden-Wirt verächtlich, „1800 Sekunden ohne Unterbrechung? Drei Doppelliter vom Besten gilt's; aber Ihr dürft mich nicht aus dem Kurs bringen, sonst gibt's eine

Kalamität. Gingeschlagen!" Und der Lindenwirt stellte sich vor die Wanduhr, und da sie gerade 4 Uhr schlug, fing er an, indem er mit dem Arm die Sekundenbewegung des Pendels hin und her nachmachte, laut zu rufen: „Achtung! Eins, zwei, drei, vier ...“

Der Steuergardist ließ ihn 5 Minuten ruhig also fortmachen. Da ging er zur hintern Tür hinaus in die Küche, wo die Lindenwirtin den Kaffee kochte. „Sie, Frau Lindenwirtin,“ sagte er in ängstlichem Ton, „kommen Sie doch einmal herein, ich weiß nicht, was an den Lindenwirt gekommen ist. Schon 5 Minuten steht er vor der Uhr und zählt die Sekunden in einem fort.“

Und wahrhaftig!

Die Lindenwirtin traute ihren Augen kaum noch: „Marti, was machst? Sei doch a'scheit! Komm weg!“ Aber eine unsanfte Abweisung mit der Hand und ein heftiges Schütteln mit dem Kopf war die Antwort.

Im Sekunden zählen ging es weiter. „Um Gottes willen, Marti, was hast denn? So schwäts' doch!“ Alle Annäherungsversuche der Lindenwirtin wurden mit energischen Abweisgebärden, abwechselnd mit dem linken und rechten Arm, begleitet; in einem fort zählte er die Sekunden, also daß es der Wirtin unheimlich wurde. „Du mein Gott,“ flüsterte sie zum Steuergardist, „ich hab's ja alleweil gedacht, mein Mann kommt mit seinen Sekunden noch drüber hinaus. Jetzt hat er die Bescherung!“

Sie rannte zur Tür hinaus und holte die Nachbarn zusammen, den Schmied-Sepp und den Bäcker-Nazi. Als die zwei Nachbarn beim Eintritt in die Wirtsstube sahen, was der Lindenwirt machte — ununterbrochenes Zählen, die Hand vor der Uhr hin und her bewegend — und da auch sie durch

gütliches Zureden nichts ausrichteten und der Lindenwirt nur noch lauter zählte und immer weiter mit dem Arm ausholte, da packten sie ihn von hinten und führten ihn mit Gewalt zur Wirtsstube hinaus in des Lindenwirts Privatzimmer. Er wollte sich's zwar nicht gefallen lassen und zählte in einem fort die Sekunden weiter. Es half nichts. Und als sie ihn fort hatten, stellte der Steuergardist die Uhr ab, also daß sie gerade ein Viertel nach vier Uhr zeigte.



„Um Gottes willen, Marti, was hast denn?“

Der Lindenwirt aber war von seiner Sekunden-Passion für immer geheilt.

V. Sch.

Wer weiß zu leben? Wer zu leiden weiß.
 Wer zu genießen? Wer zu meiden weiß.
 Wer ist der Reiche? Der sich beim Ertrag
 Des eig'nen Fleißes zu bescheiden weiß.
 Wer lenkt die Herzen? Wer den herben Ernst
 Stets in heitres Wort zu kleiden weiß.
 Wer ist der Weise? Der das echte Gold
 Vom falschen schnell zu unterscheiden weiß.

Das ruhige Blut.

Eine Geschichte aus den bayerischen Bergen von Franz Wichmann.

„Herrgott, verschlafen hab' ich mich. Zum Amt läuten's schon!“

Vinus Lentner fuhr mit beiden Füßen aus dem Bett und preßte die Hände an den heißen, schweren Kopf. Das kam davon, wenn man abends ins Wirtshaus ging, Bier trank und sich in Zorn rebete über den Staudinger Lipp.

Der junge Bauer ballte die schwielige Faust bei dem Gedanken an Korbl. Im Frühjahr noch hatte er geglaubt, daß des verwitweten Müllers und Viehhändlers Benno Thalacker einziges Kind sein liebes Weib werden würde, — und nun — bis zum Herbst war alles anders gekommen. Und warum? Weil er sein ruhiges Blut bewahrt und damit die Achtung von Korbls Vater verloren hatte. Nur die Zerstörung seiner schönsten Hoffnung war schuld, daß er, bisher der Solideste und sparsamste Bauer des Dorfes, seit einiger Zeit die Wirtshäuser aufsuchte, um beim Trunke und in lustiger Gesellschaft Betäubung und Vergessen zu finden.

Auf der Dorfstraße wurde es schon lebhaft, während Vinus in seine knapp anliegende, schwarze bocksleberne Sonntagshose fuhr, die bei den Knöpfen kunstvoll mit grüner Seide und weißen Fäden ausgefärbt war. Den breiten Ledergurt mit der blitzenden Messingschnalle um die Mitte legend, trat er ans Fenster und spähte hinaus. Einige ältere Frauen kehrten, plaudernd und an jeder Ecke stehen bleibend, verspätet aus der Frühmesse zurück, leichte Einspänner rasselten von den benachbarten Ortschaften zum Hauptgottesdienste herein — und jetzt zeigten sich auch drüben beim Florianshof schon die ersten Kirchgänger von Achenstein. Vinus stieg das Blut ins Gesicht, der Anblick gab ihm einen förmlichen Stoß, der die riesenhafte Gestalt von den Füßen bis hinauf zum breiten Stiernacken erschütterte.

„Die Korbl!“ murmelte er. „Grad rechtzeitig bin ich noch erwacht. Jetzt muß sie mir Rede stehen, — jetzt kommt sie mir nicht aus.“

Rasch warf er die graue Lodenjoppe über die Schultern, schlang ein schmales Seidentuch lose um den wettergebräunten Hals und verließ das Haus.

Die Korbl, die, Gebetbuch und Rosenkranz in der Hand, mit den zwei Mägden des Kampenmüllers daherkam, wollte, als sie den Bauern bemerkte, schnell nach der anderen Seite hinüberbiegen. Aber Vinus pflanzte sich mit seiner riesenhafte

Gestalt mitten in der Dorfstraße auf, so daß sie wohl oder übel an ihm vorüber mußte.

Die beiden Mägde blieben stehen und tuschelten miteinander. Korbl, die langsam vorwärts ging, senkte den Kopf, nestelte ihr Schnupftuch hervor und drückte es an die Augen.

Da hatte er schon ihre Hand erfaßt, und zitternd schlug seine tiefe Stimme an ihr Ohr:

„Korbl, mein liebes Dirndl, schau mich denn nimmer an?“

Er war bei der Frage ganz blaß geworden, sein Atem stockte, aber das Herz schlug hörbar.

„O — mein, — ich darf ja nicht, — der Vater hat's verboten,“ gab sie leise zurück.

„Der Vater sieht's ja nicht. Schau mich nur einmal an. Nachher le' ich's in deinen Augen, ob du mich noch gern hast.“

Beugend hoben sich ihre langen Wimpern, aus den sehnsüchtig aufgeschlagenen, lichtblauen Augen streifte ein tränenfeuchter Blick den jungen Bauern.

„Freilich hab' ich dich gern, Vinus.“

„Und den Jäger?“

„Weißt ja, daß ich ihn nicht leiden kann. Und um seinetwillen geh' ich.“

„Gehst, — Korbl?“ fragte er betroffen.

„Der Vater jagt mich aus 'm Haus, wenn ich dem Forstgehilfen sein Weib nicht werd'. Da such' ich mir lieber eine Stell' in der Stadt. Die Walser Bas' verschafft mir schon eine, — und morgen will ich fort.“

„Korbl, — das darfst du nicht.“ Er preßte mit seinen Bärenfäusten so krampfhaft ihre kleine, zarte Hand, daß sie fast vor Schmerz aufgeschrien hätte.

„Was kann ich machen? Soll ich den Staudinger Lipp nehmen?“

Die wasserblauen Augen Lentners flammten blizartig auf. „Erschlag'n könnt' ich das gezierte Mandl,“ grollte er, — „aber ich muß ruhig Blut bewahren, — ich muß, — sonst gäb's ein Unglück.“

„Das hast dem Vater auch gesagt, — und daher ist das ganze Unglück kommen,“ erwiderte Korbl, nicht ohne leisen Vorwurf in der Stimme.

„Danke Gott, daß ich's getan hab'! Du kennst mich nicht, Dirndl, wenn ich in die Wut komm'. Der Teufel wird leicht Herr über eine ehrliche Seel', wenn er's bei der schwachen Seite packt. Und die schwache Seite ist meine Kraft. Aber, — Dirndl, — so — laß ich dich nicht fort.“

„So sag, was d' willst!“ meinte sie ängstlich, denn die Mägde kamen inzwischen heran.

„Schau, — ich weiß jetzt, — daß du mich noch immer lieb hast und mir treu bleibst wie ich dir. Wenn du wirklich fort willst von Achenstein, so müssen wir noch einen anderen Abschied feiern, wie hier auf der Straße. Ist nicht umsonst Kirchweih heut’.“

„Aber ich kann doch nicht,“ sträubte sich die Kordl.

„Wenn du dem Vater trogen und in die Stadt gehen kannst, kannst auch mit mir auf den Kirchweih Tanz nach Grüntenbach kommen.“

„Freilich kannst du, Kordl,“ mischte sich die ältere Magd, die die letzten Worte gehört hatte, in die Unterhaltung der beiden; „der Müller ist ja auf Hintermoosau, um einen Viehhandel abzuschließen, und kann vor dem Abend nicht zurück sein.“

„Ich trau mir nicht,“ zögerte das Mädchen noch immer. „Leicht könnte was Schlimmes daraus entstehen.“

„Schlimmer — als wie’s schon ist, — kann’s nimmer werden, Kordl.“

„Aber besser auch nicht,“ begann sie zu schluchzen.

„Besser ist’s schon, wenn wir noch einmal lustig sind. Gelt, Moni?“

wandte sich Linus an die zunächst stehende Magd.

„Das meine ich auch,“ stimmte die Gefragte bei.

„Geh, sei gscheit, Kordl, sag’ zu!“

„Aber wenn’s der Vater erfährt!“

„Nachher bist ja nimmer daheim, und schimpfen tut er doch alle Tag’.“

„Ich tät’ es schon dem Jäger zum Troz,“ meinte die jüngere der Mägde.

Das wirkte auf Kordl noch mehr wie die Bitten des Geliebten. „Recht hast, Genz, — dem Jäger

zum Troz! Grad giften soll er sich! Ich komm, Linus, ich komm. — Um das Tanzen ist mir’s nicht, — aber noch einmal bei dir sein will ich, — und alle Leut’ sollen sehen, wie lieb ich dich hab!“

„Dirndl, mein liebes Dirndl!“ Er wollte sie an sich drücken, aber ihr Blick fiel auf den Rosenkranz in ihrer Hand, und sie entzog sich ihm rasch.

Mit züchtig niedergeschlagenen Augen setzte sie den Weg zur Kirche fort.

„Bet, Kordl, bet fleißig!“ — rief er ihr noch nach, „vielleicht erhört dich unser lieber Herrgott.“

Sie wandte sich noch einmal um. „Um was soll ich beten?“

„Daß ein Wunder geschieht, — daß wir —“

Er sprach nicht aus, aber sie verstand, was er meinte. Ein glücklicher Zufall, der noch alles zum Guten lenkte, — das war auch ihre einzige und letzte Hoffnung.

Als der Gottesdienst zu Ende war und die Menge der Andächtigen in buntem Gewirr hinausdrängte, um sich in plaudernden, lachenden Gruppen unter den auf dem Kirchenplatz aufgestellten Buden zu verteilen, verließ auch Lentner als einer der letzten die Kirche. Kordl und ihre Mägde mußt’n schon früher gegangen sein, denn nirgends sah er sie

mehr. Auch zwischen den Verkaufsständen suchte er vergeblich. Eine Händlerin pries ihm freischend ihre Waren an. Da blieb er stehen und kaufte ein großes Lebkuchenherz mit buntem Zuckerguß und einer schönen aufgeklebten Aufschrift. Das wollte er ihr mit nach Grüntenbach bringen, und bei der letzten Bude erstand er noch ein feines, duftendes Sträußlein, mit rotem Seidenband umwunden, das sie beim Tanze zieren sollte. Wie ein Kind freute sich der Kiese über den erworbenen Tand, bis der Ge-



„Kordl, mein liebes Dirndl, schauft mich denn nimmer an?“

danke, daß das alles ja nur den bitteren Abschied versüßen sollte, ihn wieder traurig stimmte.

Seinem wenigen Gesinde hatte er schon vom Morgen an freigegeben. Er wollte heute ganz allein sein, und nach Hause gelehrt, langte er vom Kasten die einzige Freundin seiner Einsamkeit, die geliebte Zither, herab. Es war seltsam, wie weich und zart der ungeschlachte Mensch mit seinen dicken Fingern die feinen Saiten zu rühren wußte, während seine tiefe Bassstimme die angeschlagene melancholische Weise mit dem Ernst eines Kirchenliedes begleitete.

„Mei oanziges Deandl,
Mei oanziges Glück,
Geh, gib mir auf d' Lezt' no
An freundlich'n Blick.

Du oanziges Buberl,
Mei Herz is so schwer,
Laß di 's lezte Mal bußerln,
Mi siehgst nimmermehr.

A Jahr war vergangen
Und das Korn hat verblüht,
Do nimmt er sein'n Stecken,
Weil's zum Deandl ihn zieht.

Das Deandl war g'storben,
Ganz leer war das Haus.
Bald tragen's das Buberl
Zum Deandl hinaus.“

Als er geendet, fuhr er sich mit der breiten Hand über die Augen. Es machte einen wunderlichen Eindruck, bei dem bärenstarken Manne einen feuchten Schimmer in ihnen zu sehen. Wie er aufstand, streckte er die Arme aus, daß die sehnigen Muskeln schwollen; er fühlte eine Kraft in sich, die alles vernichten konnte, was ihm im Wege stand. Wie immer ängstigte ihn dies Gefühl. „Ruhig Blut, Linus, ruhig Blut!“ sagte er zu sich selbst, „nicht umsonst sollen sie dich danach heißen!“ Und er mußte an den Kampfmüller denken, der ihm den Spottnamen aufgebracht.

Das war aber so gekommen.

Anfangs, als Lentner von Wandelau nach Achenstein übergesiedelt und sich seinen jetzigen kleinen Hof erstanden hatte, war er auch mit dem Müller Thalacker gut Freund gewesen. Ihre Wiesen grenzten aneinander, und dort, beim Heuen, hatte er die hübsche Kordl kennen gelernt. Bald waren sie sich näher gekommen und hatten sich ihre gegenseitige Zuneigung gestanden. Kam es auch noch nicht zu einer richtigen Verlobung, so schien doch

der Vater nichts gegen das Verhältnis der beiden einzuwenden zu haben.

Linus, der keine Verwandten in der Gegend hatte und ganz allein auf sich selbst, seine Kraft und seinen Fleiß gestellt war, merkte bald, daß ihn die Bauern nur seiner mächtigen Erscheinung und offensichtlichen Körperstärke wegen respektierten. Sonst hätte er, da er selten ausging und durch Arbeitssamkeit und Nüchternheit etwas vor sich brachte, bald den Neid und Haß der Mißgünstigen erweckt. Allein man fürchtete ihn, und darum ließ man ihn leben, wie es ihm gefiel.

Es geschah eigentlich nur der Kordl zuliebe, daß er bisweilen ins Wirtshaus ging. Denn der Kampfmüller war es gewohnt, sich Sonntags mit seiner Tochter im „Blauen Falken“ zu einem Glase Wein einzufinden, aus dem im Laufe des Abends recht viele wurden. Eines Tages hatte er dahin auch den neuen Forstgehilfen, der der Mühle gegenüber wohnte und es verstanden hatte, sich schnell in seine Gunst einzuschmeicheln, mitgebracht. Der Staudinger Lipp war ein gewandter, geschmeidiger und großsprecherischer Mensch, der es verstand, die Leute in listiger Weise zu verheken und gegeneinander aufzubringen. Von Anfang an war ihm die schöne Kordl in die Augen gestochen. Aber auf dem Wege zu ihr lag wie ein plumper und schwerer Stein Linus Lentner, den er beseitigen mußte. Konnte er die Liebenden selbst vorerst nicht entzweien, so mußte er versuchen, den Müller gegen den voraussetzlichen Schwiegerlohn einzunehmen. Nachdem er eine Weile zurückhaltend die Charaktere der beiden Männer beobachtet, machte er sich an jenem Tage im „Blauen Falken“ ans Werk.

„Gelt, Müller, du bist noch allweil der Stärkste in der Gemeinde?“ begann er, während er scheinbar harmlos seinen schwarzen Schnurrbart aufdrehte.

„Ich wüßt' nicht, daß mir je einer die Feder abgetan hätt“, meinte Thalacker und rückte geschmeichelt an seinem grünen Hut.

„Könnst' aber doch einmal ein Besserer kommen.“

„Ich denke, das hat noch gute Weile.“

Eine Pause trat ein. Der Forstgehilfe blinzelte zu Linus hinüber. Dann sagte er:

„Vielleicht ist er schon da.“

Dem Müller gab es einen Ruck. Jäh wandte er sich nach dem Sprecher herum. „Was sagst?“

„Hab mir nur denkt, der Lentner müßt' auch seinen Mann stellen.“

„Ich hab keinen Gefallen am Raufen, Jäger,“ suchte dieser das ihm unangenehme Gespräch abzulenken.

„Bin ich vielleicht ein Käufer?“ fuhr Thalacker ärgerlich auf. — Er war in der Tat in seiner Jugend als Käufer berüchtigt gewesen und glaubte jetzt in Lentner's Bemerkung eine versteckte Auspielung zu hören. „Wer mich herausfordert, dem steh' ich, das ist wahr, — und fertig werd' ich mit jedem, — heut noch.“

„Ich hab' auch nicht daran gezweifelt,“ begütigte Linus. „Aber ich bin halt jünger wie du, — und was meine Kraft betrifft — —“

„Auf deine Kraft pfeif' ich!“ rief der Müller, dem der Wein bereits zu Kopf gestiegen war, heftig. — „Mit der Stärke allein zwingt man den Kampenmüller nicht.“

„Wenn ich wollte, würf' ich dich auch, Müller,“ sagte Linus schnell, aber im nächsten Augenblick bereute er schon sein unbedachtes Wort, denn ängstlich blickte die Kordl bald auf den Geliebten, bald auf ihren Vater.

„Seht's, ihr zwei werdet doch nicht miteinand' raufen wollen.“

„Warum denn nicht?“ schrie Thalacker laut;

„wenn er Mut hat, soll er nur hergehen!“

„Recht so, — macht's aus miteinander, daß wir sehen, wer recht hat,“ hezte der Jäger.

„Gleich mach' ich's aus!“ Der Kampenmüller sprang auf, warf Hut und Joppe ab und streckte die kurzen, kräftigen Arme gegen seinen Gegner aus. „Komm nur vor das Haus, da haben wir Platz!“

Aber Linus blieb ruhig sitzen. „Ich mag nicht, Müller. Ich hab' mir's geschworen, daß ich nimmer rauf', weil ich doch der Stärkere bin und es ein Unglück geben könnte.“

„Weil du dir nicht traust, Lentner,“ höhnte der Müller. „Mit dem Maul kann man leicht der Stärkere sein.“

„Was — ich mir nicht trauen!“ fuhr der Beleidigte auf und ward blutrot. Einen Augenblick schien es, als wollte die Leidenschaft ihn fortreißen, doch er bezwang sich und blieb abermals sitzen. „Das ruhige Blut ist mehr wert, als die Wut.“

„Nachher bleibst halt das Ruhige Blut,“ lachte der Müller verächtlich, — „keine Schneid hast, Lentner, jetzt wissen wir's alle.“



Der Kampenmüller sprang auf, warf Hut und Joppe ab.

für ihn ein Ehrloser; mit so einem durfte seine Tochter nichts zu schaffen haben. Und als Linus gleichwohl nicht von der Kordl lassen wollte, ging seine anfängliche Verachtung, von dem Staudinger Lipp beständig geschürt, bald in Haß und Feindschaft über. „Das Ruhige Blut“ ist nichts für dich, Kordl,“ sagte er höhniisch, „der mag eine Spitalerin freien. Du brauchst einen schneidigen Burschen, wie den Jäger.“ Und bald stand es fest für ihn, daß niemand anders als der Staudinger Lipp, der die beste Aussicht hatte, einmal Förster zu werden, seine Tochter heimführen solle. Streng verbot er

Er zog seine Joppe wieder an, setzte den Hut mit der trotzigen Spielhahnfeder schief aufs Ohr und wandte Linus den Rücken zu.

Seit jener Stunde hatte der Jagdhilfe gewonnene Spiel bei dem Kampenmüller. Lentner war für ihn nur noch Gegenstand der Verachtung. Ein Bursche, der prahlte, ihn zwingen zu können, und doch nicht den Mut hatte, seine Worte zu beweisen, war

dem Mädchen, noch weiter mit Vinus zu verkehren, und als sie sich widersetzte, war es zu einer heftigen Szene gekommen, die mit dem Entschluß des Mädchens endete, lieber das elterliche Haus zu verlassen, als auf den Geliebten zu verzichten. —

Seither hatte Lentner alle Achtung im Dorfe verloren. Die Burschen, die ihm begegneten, lächelten spöttisch. „Das Ruhige Blut“ war zum Spottnamen für den jungen Bauern geworden, bei dessen Nennung jeder seine Wize riß. Vinus ertrug schweigend alle Kränkungen, ja er war stolz darauf, fest geblieben zu sein. Solange er der Liebe Korbls sicher war, konnte ihn nichts anfechten. Daß aber jetzt das Mädchen für ihn leiden, um seinetwillen in die Fremde gehen sollte, das war zu viel und weckte seinen Trotz. Indem er Korbl noch auf den letzten Tag zum Kirchweihanz führte, wollte er dem Kampenmüller wenigstens beweisen, daß er seinen Zorn nicht fürchte.

In erregter Stimmung begab er sich, nachdem er sein schlichtes, selbstbereitetes Mittagsmahl eingenommen, frühzeitig nach Grüntenbach hinaus, und die Dorfmusikanten hatten kaum zu spielen begonnen, als auch schon die Korbl, von einer ihrer Mägde begleitet, in der „Roten Rose“ erschien.

Die anwesenden Burschen und Dirnen wunderten sich anfangs nicht wenig, daß „das Ruhige Blut“ es wagte, die Müllerstochter öffentlich zum Tanze zu führen, glaubten aber dann, ihr Vater habe sich eines andern besonnen, und kümmerten sich nicht weiter um das Paar, das ausschließlich miteinander tanzte. Hier und da fiel deswegen wohl eine Stichelei, die Lentner nicht zu hören schien.

Das Mädchen aber, so leidenschaftlich sie sonst tanzte, konnte heute nicht froh werden. Wie Vinus, dem es selbst schwer genug ums Herz war, sie auch zu trösten und zu beruhigen suchte, — immer mußte sie an den bevorstehenden Abschied denken, und eine bange Ahnung, daß vorher noch irgend etwas Schlimmes sich ereignen werde, lastete erdrückend auf ihrer Seele.

Plötzlich, als sie nach Beendigung eines Walzers an einem der niederen Saalfenster vorübergingen, bebte Korbl erschrocken zurück.

„Himmel, — der Vater kommt, — und der Staudinger Lipp ist auch bei ihm!“

Es war in der Tat so. Der Kampenmüller hatte in Hintermoosau den Bauern, mit dem er ein Geschäft abschließen wollte, nicht angetroffen. Der Gefuchte war auf den Kirchweihanz nach Grüntenbach gegangen, und um ihn dort zu treffen, nahm Thalacker, wie immer, von seinem riesigen Hunde

begleitet, den Rückweg über das sonst für ihn abseits liegende Dorf. Kurz vorher war er dem eben von einem Reviergang zurückkehrenden Forstgehilfen begegnet, und eben, als sie gemeinsam die „Rote Rose“ betreten wollten, entdeckten Lipp's scharfe Augen die Korbl oben am Fenster.

„Deine Tochter ist auch da, Müller, wird schon auf dich gewartet haben,“ bemerkte er böshaft.

„Was, — die Korbl — beim Kirchweihanz?“ rief der Vater, sich verfärbend. „Die hat ja gar nicht wissen können, daß ich nach Grüntenbach komm.“

Der Jäger lachte tückisch. „Wird wohl nicht allein sein. — Ich denke, „das Ruhige Blut“ ist auch nicht weit. Das läßt ihr einmal keine Ruh.“

„Sapperment,“ fluchte der Müller, „wenn nur der feige Tropf nimmer auf der Welt wäre!“

„Unschädlich sollt' man ihn machen,“ bestätigte sein Begleiter.

„Was kannst aber mit einem Menschen anfangen, der sich nicht wehrt!“ grollte der Kampenmüller.

„Bist halt mit der Korbl zu gut,“ meinte der Forstgehilfe, während sie zum obern Stock hinaufstiegen. „Das Mädl tut alles, was sie mag. Ich ließ sie einmal nicht in die Stadt gehen.“

„Zwingen kann ich meine Tochter nicht,“ entgegnete der Müller unwillig; „das Dirndl ist volljährig und hat seinen freien Willen.“ Die Bemerkung des Jägers hatte ihn geärgert. Im Grunde des Herzens hatte er ja sein Kind viel zu lieb, um sich in die Wendung der Dinge finden zu können. Wenn der Lipp ein rechter Kerl war, — warum verstand er es nicht, sich die Gunst des Mädchens zu erringen? Der Eigensinn, mit dem sie an dem verachteten Lentner hing, war ihm ein Rätsel. Aber doch war es etwas von seinem eigenen Trost und Eigensinn, der ihm heimlich imponierte. Daß er sein Kind um des Jägers willen verlieren sollte, war gerade genug. Vorschriften wollte er sich nicht auch noch von ihm machen lassen.

Lipp merkte, daß er zu weit gegangen und lenkte ein. „Freilich, — freilich, — ich dent' mir auch, sie wird noch zur Besinnung kommen und in Achenstein bleiben.“

Während sie das an den Tanzsaal stoßende Zimmer betraten, in dem die Bauern bei Bier und Tabak, die Frauen und Mädchen bei Wein, Kaffee und Kirchweihnudeln saßen, hatte sich Korbl, der eine Begegnung mit dem Vater peinlich war, über die hintere Treppe in die Küche zu der ihr gut bekannten Wirtin hinabgeflüchtet. Auch die Magd zog es vor, zu verschwinden und ließ sich von ihrem

Burschen einstweilen ein wenig in der Umgebung des Dorfes spazieren führen. Wahrscheinlich blieb der Müller nicht lange und konnte man sich schon zu einem der nächsten Tänze wieder einfinden.

Da der Kampenmüller beim Eintritt in das Wirtschaftszimmer sogleich den gesuchten Bauern von Hintermoosau erblickte und sein Geschäft so schnell wie möglich abschließen wollte, fragte er vorläufig nicht nach seiner Tochter. Auf der Bank, wo der Gesuchte saß, war eben noch Platz für ihn und den Jäger. Daneben ließ sich die riesige, schwarzbraun getigerte Dogge des Müllers auf die Hinterfüße nieder, den breiten Kopf mit dem fürchtbaren Gebiß auf die Tischplatte lehrend.

Das gewaltige Tier, das stärkste und größte in der ganzen Gegend, das den Müller, der oft von seinem Viehhandel mit wohlgefüllter Börse und auf einsamen Wegen heimkehrte, als zuverlässiger Schutz und Wächter stets begleiten mußte, bildete für alle Umstehenden einen Gegenstand teils der Neugierde, teils heimlichen Grauens. Man steckte die Köpfe zusammen und erzählte sich allerlei ungläubliche und schauerliche Kraftleistungen des Hundes.

„Mit dem ist wahrhaftig nicht zu spassen.“

„Der wird mit jedem Menschen Herr.“

„Mit einem Roß auch.“

„Hab' doch schon einen mit einem breiteren Gebiß gesehen.“

„Aber einen besseren nicht, Florianshofer,“ wandte sich der Kampenmüller, der, mit dem Bauern inzwischen handelsseins geworden, schon eine Weile dem seinem Tiere wie ihm selbst schmeichelnden Gespräch der Tischgäste zugehört hatte, bei den letzten

Worten jäh herum, — „der Pluto nimmt's mit jedem auf, der“ — er stochte plötzlich und sah auf. Eben schritt Linus Lentner, um zu seinem Biere an dem benachbarten Tische zu kommen, an dem Hunde vorüber. Der Jäger hatte also recht gehabt. Sollte er ihn zur Rede stellen und nach Kordl fragen? Das Aufsehen und Gejaspott scheuend, unterließ er es und fuhr fort: „Der reißt euch den stärksten Mann zu Boden, wenn ich ihn anheze.“

Die Bauern lächelten etwas ungläubig. „Einen jeden doch nicht.“

„Das Ruhige Blut“ ganz gewiß nicht!“ ergänzte der Jäger, der das verächtliche Zucken in des Müllers Gesicht beobachtet hatte, schnell. Er wußte selbst noch nicht, wo er hinaus wollte; aber seine von Haß und Eifersucht gegen den glücklichen Nebenbuhler erfüllte Seele suchte nach irgend einem Mittel, sich zu rächen und dem

Lentner Schaden zuzufügen. Vielleicht bot sich hier eine Gelegenheit.

„Das ist freilich so ein Samson, wie er in der Bibel steht,“ lächelte der Florianshofer.

„Ja, ja — der steht Euch wie ein Baum,“ fügte der Forstgehilfe spöttisch hinzu. „Draufschlagen könnt Ihr, aber aus dem Weg geht er nicht — und fällt auch nicht um.“

„Mein Pluto bringt ihn doch zu Fall“, rief ärgerlich der Müller, und sein höhnischer Blick glitt zu Lentner hinüber.

Dieser, der sich an seinen nur durch einen schmalen Gang von dem Müller getrennten Platz gesetzt hatte, tat, als höre er nicht und trank ruhig sein Bier.

Die Umstehenden schüttelten die Köpfe.

„Das glaube ich nicht.“

„Ich auch nicht.“

„Meint ihr, weil er ein ruhiges Blut hat und der Hund ein hitziges?“ spottete wieder der Jäger.



„Was Ihr wollt, wette ich,“ schrie der Müller, der sich immer mehr ereiferte; „den stärksten Mann bringt mein Pluto zu Boden.“

„Das magst leicht sagen, Kampenmüller,“ meinte der Florianshofer, „denn beweisen läßt sich's halt nicht. Wer wird sich solch einem Vieh schutzlos entgegenstellen, und wenn er der Stärkste wäre.“

„Wenn man gar soviel Mut hat, wie „das Ruhige Blut!“ höhnte wieder der Jäger.

Lentner stieg allmählich das Blut zu Kopfe.

Diese immerwährenden Sticheleien und Herausforderungen machten es ihm schwer, seine gewöhnliche Ruhe zu bewahren. Plötzlich erhob er sich in seiner ganzen Größe und kam auf den benachbarten Tisch zu.

Im selben Augenblick rechte und dehnte sich auch der riesige Hund, öffnete den blutroten Rachen mit den weißschimmernden, furchtbaren Zähnen und streckte knurrend wie ein gereizter Löwe die muskulösen Vorderpfoten vor sich hin.

„Wenn Ihr was von mir wollt, Kampenmüller,“ meinte Vinus, „so sagt es mir selbst und nicht zu andern.“

Alle am Tische, selbst der Müller, sahen betroffen auf. In solchem Tone hatten sie den jungen Bauern noch nie sprechen hören. Das klang fast wie eine drohende Herausforderung. — Nur der Forstgehilfe konnte sich nicht enthalten, in giftigem Tone zu spotten: „Jesses, — „das Ruhige Blut“ wird schneidig!“

Lentner sah ihn an, wie einer auf ein häßliches Insekt herablickt und es zu zertreten zögert, um sich nicht zu beschmutzen. — „Mit dem da red' ich nicht, sondern mit dir. Was willst, Müller?“

Thalacker war nicht der Mann, sich in solcher Weise herausfordern zu lassen, so sehr ihn auch die plötzliche Umwandlung Lentners überraschte.

„Hast nicht einmal gesagt, du wärst stärker als ich und könntest mich auch werfen?“ fragte er zurück.

„Freilich — hab' ich's gesagt.“

„Aber zu feig warst, um es zu beweisen.“

Lentner ward totenblaß. Seine wuchtigen Fäuste ballten sich, ein Zucken ging durch seinen Körper, seine Augen rollten, — einen Augenblick schien es, als wollte er sich auf den Beleidiger stürzen und ihn niederschlagen. Aber wie eine vom Sturm nur gerüttelte, doch fest im Boden wurzelnde Eiche blieb er stehen. In seiner

Stimme aber hallte der Donner wieder, der in seinem Innern grollte: „Kampenmüller, — das Wort nimmst zurück! Den Spottnamen hast mir aufgebracht. Ich hab' mir's gefallen lassen, weil es keine Schande ist, ein ruhiges Blut zu haben. Aber einen Feigling schelten laß ich mich nicht, — das nicht!“

„Gut, so beweise mir's, daß du's nicht bist.“

„Ich rauf' nicht mit dir, — du weißt's, — nicht mit dir und keinem —“

„So steh meinem Pluto. Den, wenn du zwingst, will ich dir's glauben, daß du der Stärkere bist.“

„Gut, — ich tu's!“ entschied sich zu aller Entschiedenheit Lentner.

Dem Müller selbst wurde es unbehaglich, aber er konnte nicht mehr zurück.

„Bravo,“ klatschte Tupp Staudinger, eines schlimmen Ausgangs gewiß, triumphierend in die Hände, „jetzt kann „das Ruhige Blut“ seinem Namen Ehre machen.“

Diesmal war er es, den ein verächtlicher Blick des Müllers streifte. „Laß deine dummen Witze, Jäger,“ sagte er halbblau, „hier sind sie nicht am Platz.“

„Kampenmüller, wollt Ihr denn Ernst machen?“ fragte der Florianshofer erschreckt.



Seine beiden Arme hatte er um den Leib des wütenden Hundes geschlagen.

„Freilich. Wer's mit meinem Pluto aufnehmen will, der fordert mich heraus. Der Hund ist stärker wie ich. Also ist's Euer fester Wille?“ wandte er sich noch einmal an Lentner

„Ich reb' nicht zweimal. Was gilt die Wette?“

„Wenn Ihr gewinnt, könnt Ihr fordern, was Ihr wollt. Wirft Euch der Pluto, so ist mir's an der Ehre genug,“ meinte der Müller, seiner Sache gewiß, in stolzem Tone. „Seid so gut und macht Plas.“

Die Umstehenden, da sie sahen, daß es Ernst wurde, erhoben sich, nahmen die Gläser und Flaschen auf, schoben Tische und Stühle zurück und schafften in der Mitte des Zimmers einen freien Raum. Der Jäger zog sich vorsichtigerweise bis zum nächsten Fenster an der Wand zurück.

Linus Lentner blieb allein auf dem eröffneten Plage stehen. Thalacker trat auf ihn zu. „Wenn Ihr am Boden liegt, Lentner, — das versprech' ich Euch, — rufe ich den Hund gleich wieder ab.“

„Überlegt's Euch noch einmal, Kampenmüller,“ sagte Linus, die Arme über die Brust kreuzend, „ob Ihr nicht lieber den Schimpf abbitten und Euren Hund behalten wollt.“

„Behalten, — den Hund, — ah — — — den wollt Ihr?“

„Das habe ich nicht gesagt. Aber steht tu ich Euch für nichts, und schad' wär's um das schöne, treue Tier. Die Gäste sind meine Zeugen. Die Folgen kommen auf Euch, wenn Ihr den „Feigling“ nicht zurücknehmen wollt.“

„Zurücknehmen?“ schrie der Müller, und sein Gesicht färbte sich dunkel. „Der Benno Thalacker hat noch nie was zurückgenommen.“ Der bloße Gedanke an das Unmögliche war für ihn entscheidend. „Pluto, — komm her, da, — fass' — pack's!“ —

Der unheimliche Hund gehorchte aufs Wort. Er schien, längst wissend, um was es sich handelte, nur auf den Befehl seines Herrn gewartet zu haben, denn unter gellendem Geheul sprang er mit einer einzigen Sage an die Brust des ruhig dastehenden

Mannes und faßte ihn mit seinen furchtbaren Zähnen an der Kehle.

Das bisherige bange Schweigen der Erwartung löste sich in einem lauten Schrei des Entsetzens. Die auf Bänke und Tische Getretenen wollten herabspringen, um dem Gefährdeten zu helfen, aber ein beinahe drohender Blick Lentners hielt sie zurück. So unbeweglich wie vorher stand der Riese da, nur seine beiden Arme hatte er um den Leib des wütenden Hundes geschlagen und preßte sie langsam fester und fester zusammen. Das Geheul Plutos verstummte, wie er ihn so an seine mächtige Brust drückte, der gestellte Schweiß senkte sich, die Poten glitten herab, und das Gebiß ließ den erfazten Halskragen fahren.

Jetzt öffnete Lentner, ein wenig blaß geworden, mit selbstbewußtem Lächeln die Arme, und im gleichen Augenblick fiel das grimmige Tier wie ein Stück Blei zu Boden, winselte kläglich und schob sich, auf allen Vieren kriechend, unter die nächste Bank.

„Da hast ihn wieder, Kampenmüller!“ Er riß seinen von den Zähnen des Hundes zerfetzten Halskragen ab und warf ihn auf die Erde. Dann wollte er an seinen vorigen Platz zurückkehren, um ruhig den Rest seines Bieres anzutrinken.

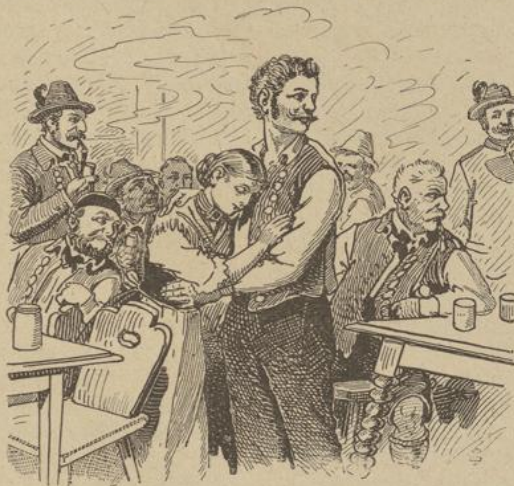
Der Jäger, der sich an der Wand entlang geschlichen und eben das Zimmer zu verlassen suchte, fuhr mit einem Schmerzensschrei zurück, denn die jäh aufgerissene Tür hatte ihn im Gesicht getroffen.

Auf der Schwelle stand, bleich vor Angst, Korbl.

Durch die Kellnerin war die Kunde von dem, was sich oben vorbereitetete, in die Küche hinabgedrungen und, um das Leben des Geliebten zitternd, war das Mädchen, jede Furcht vor dem Vater überwindend, heraufgeeilt, um Lentner von seinem tollen Vorhaben abzuhalten.

„Linus, — das darfst nicht, — um unserer Liebe willen!“

Sie stockte, da sie den Geliebten unverehrt, mit siegesfroh lächelndem Gesichte, und den winselnden Hund am Boden sah.



„Das tun wir auch, Jäger,“ lachte der übergelückliche Lentner.

„Was ist geschehen, Vater?“ fragte sie, als im gleichen Augenblick der Müller auf sie zutrat.

Beschämung und Bewunderung hatten bisher abwechselnd auf Thalacker's Gesicht sich ausgeprägt, jetzt aber gewann die letztere die Oberhand.

„Der Linus hat uns bewiesen, daß er kein Feigling, daß er der stärkste Mann zu Achenstein, — viel stärker als ich, — ist, und daß alle, die das Gegenteil behauptet haben, Lügner und Verleumder sind.“

Bei den letzten Worten fiel sein Blick auf den Forstgehilfen, der in peinlicher Verlegenheit zwischen Thür und Wand stand.

Kordl konnte sich in der Freude ihres Herzens nicht bezwingen. Mit einem Jubelschrei slog sie an Lentner's Hals. „Weil du nur lebst, — Linus, weil ich dich nur wieder hab'! Jetzt reißt mich keiner mehr von dir!“

„Das fällt auch keinem ein,“ sagte der Müller und fuhr sich mit der Hand über die Augen. Lentner reichte ihm, sich von der Geliebten losmachend, die Hand.

„Leid tut mir's, Müller, dein Hund ist feig geworden, kannst ihn nimmer brauchen.“

„Aber dich kann ich brauchen,“ rief Thalacker, und seine Augen strahlten in leuchtender Freude. „Jetzt hab' ich gesehen, was ein ruhiges Blut wert ist. Nur damit hast die Wette gewonnen, — und fordern kannst, was du willst. — Brauchst es nicht erst zu sagen. Ich gebe dir gleich alles, das Liebste und Beste, was ich hab', — mein Kind, meine Kordl.“

Der hinter ihm stehende Forstgehilfe zuckte zusammen. „Aber — erlaubt, — Müller, — Eure Tochter habt Ihr mir so gut wie versprochen — und ich — —“

Der Kampenmüller, dem jetzt die Augen aufgegangen waren, sah ihn mit einem Blicke voll unbeschreiblicher Geringschätzung an. „Ah, — Ihr seid auch noch da, Jäger? — Ihr habt mir ja den guten Rat gegeben. Ich bin Euch dankbar dafür. Und wenn Ihr's mit dem Pluto auch versuchen wollt, — für Euch ist er noch gut genug. Mögt Ihr, Jäger?“

Lipp Staudinger warf einen ängstlich misstrauischen Blick auf die Dogge, die noch immer leise winselnd unter der Bank lag.

„Daß ich ein Narr wäre! — Wenn Euer Mädcl nur um einen solchen Preis zu haben ist, — behaltet es selbst!“

„Das tun wir auch, Jäger,“ lachte der übergelückliche Lentner und zog die Geliebte an seine Brust, während der Forstgehilfe schnell durch die endlich frei gewordene Thür hinausgeschlüpfte.

Nachdem alle Anwesenden das junge Paar von Herzen beglückwünscht hatten, benutzte der Müller eine Pause des Tanzes, um seinen künftigen Schwiegersohn auf die Seite zu führen.

„Sage mir nur eins, Linus: warum hast dich so lang verstellt, den Nuttlosen gespielt und dich nicht mit mir messen wollen, wo du doch der Stärkste in der ganzen Gemeinde bist?“

„Weil ich mir's gelobt habe, nie mehr zu raufen, auch nicht im Spaß.“

„Das verstehe ich nicht, hat's denn —“

„Ja, — ein Unglück hat es gegeben, an dem meine allzugroße Stärke schuld war. Ein ganz junger Bursche bin ich noch gewesen, als wir einmal im Wirtshaus zu Wartenfeld gerauft haben. Nur im Scherz habe ich den Meilinger Sepp gepackt und geworfen: — dem aber hat es den Schädel zersprengt, daß er auf der Stelle tot blieben ist. Und er war der einzige Sohn einer armen Witwe! Die Richter haben mich freigesprochen, — ich aber habe mir's nie verzeihen können und hab' mir's geschworen, daß ich nie mehr im Leben mit einem rauf', wenn es nicht die Notwehr verlangt.“

Der Müller sah ihn betroffen, beinahe ehrfurchtsvoll an. „So, so, — das ist etwas anderes, — das begreife ich, — aber warum hast das nie gesagt, auch damals nicht, als ich —“

„Weil Ihr mir doch nicht geglaubt und gedacht hättet, solch billige Ausrede könne jeder gebrauchen. Beweisen durft' ich das Gegenteil nicht. Aber heut hast mir die Gelegenheit gegeben, — und dafür danke ich dir, Müller!“

„Ich hab' es nicht verdient,“ sagte Thalacker gerührt, „ja — ja, — so ein ruhig Blut hat nicht jeder, — das ist was wert, — besonders in der Ehe; — bewahr's auch bei der Kordl und mach' sie allweil glücklich, nachher dankst mir am besten!“

Genme des Fußes Lauf, ehe du matt bist;
Höre zu trinken auf, ehe du satt bist;
Spanne die Sehne ab, ehe sie schlaff ist;
Stecke denbeutel ein, wenn er noch strafft ist —
Bienen geraten hab' gestern und heut ich;
Aber noch nimmer ward selber geschreit ich.

Das sind die Weisen,
Die durch Irrtum zur Wahrheit reisen.
Die bei dem Irrtum verharren,
Das sind die Narren.

Der vergessliche Anton.



err Revisor Franz Anton Lämperle war ein Muster-Ghemann. Schon an die dreißig Jahre lebte er in häuslichem Glück und Frieden mit seiner Gattin, der Frau Revisor Martha Lämperle. Das einzige, worüber sie sich dann und wann zu beklagen hatte, war die zunehmende Vergesslichkeit und Zerstreutheit ihres Gemahls. So ließ er des öftern seinen Regenschirm im Wirtshaus stehen oder vergaß daheim seinen Kanarienvogel zu füttern, so daß der arme an einem Morgen verhungert im Käfig lag; ja einmal lief er in Ge-

banken in die Hofapotheke und verlangte rasiert zu werden.

„Anton! Anton!“ sagte oft seine Gattin, „du mußt deine Gedanken besser zusammennehmen!“

Herr Lämperle hatte nun etwa fünf Minuten vor dem letzten Haus des Städtchens einen großen Garten, voll bestanden mit Spalierbirnen-Bäumen, Johannisbeer- und Stachelbeer-Hecken, Krautköpfen und Salatstöcken, ringsum eingebegt mit hohen Latten und Brettern, denn die Hasen hatten dem Garten des Herrn Lämperle im vorigen Winter regelmäßige Visiten abgestattet, — die Jäger im Städtchen nämlich waren meist schlechte Schützen, also daß die Hasen die zutrauliche Nähe der Häuser nicht mehr fürchteten. Der hohe Zaun hatte auch noch den Vorteil der Sicherheit vor andern nächtlichen Gartenliebhabern. Auch wollte Herr Lämperle bei seiner Arbeit nicht von vorübergehenden Spaziergängern gestört werden.

Es war ein heißer Sommer-Mittag, an dem Herr Lämperle im Garten ein Blumenbeet in Ordnung machte und mit seiner Schaufel hantierte, als wär's die rote Feder im Revisions-Bureau. Endlich war die Arbeit getan. Er stellte die Schaufel in die Ecke, trocknete seine Stirne und sah nach der Uhr, es war 4 Uhr. Und da er mehr und mehr einen riesigen Durst verspürte, überlegte er nicht lange. Er schritt zur Gartentüre hinaus, drehte den Schlüssel zweimal herum, rüttelte auch noch am

Schloß, ob's richtig zu sei, steckte den Schlüssel in die Westentasche und wandelte langsam den „hintern Stadtweg“ herum zum „Schützengarten“, damit er nicht an seiner Wohnung vorbeikomme; seine Gattin kontrollierte nämlich die Zeit, und der Abend-schoppen begann eigentlich erst um 5 Uhr.

Schwarze Gewitterwolken waren drohend am Westhimmel aufgezogen, die Blitze zuckten durchs Gewölk, und der Donner grollte bald hinternach.

Kaum war Herr Lämperle im Schützengarten angekommen, so erhob sich ein graufiger Wirbelsturm, und alsbald fielen große, dicke Tropfen vom Himmel, also daß er froh war, noch rechtzeitig vom Garten aufgebrochen zu sein. Es kam ein fürchterliches Wetter, und wie mit Kübeln goß es vom Himmel. Das Wasser der Straßenrinnen floß dahin wie ein kleines Bächlein, und hintern Schützengarten bildete sich auf der Wiese ein kleiner See.

„Hätte am Ende doch erst heim sollen . . . meine Alte wird Angst bekommen um mich . . . auch find die Dachfenster auf dem Speicher noch offen . . .“ dachte Herr Lämperle bei sich. Doch tröstete er sich wieder, wußte er doch seine Frau wohl versorgt daheim, da ja ein Blitzableiter auf seinem Hause war.

Das Gewitter ging rasch vorüber: alle rauhbauzigen Herren ziehen schnell wieder gelindere Saiten auf.

Es mochten darüber zwanzig Minuten vergangen sein, da kamen zwei Knaben zum Schützengarten gerannt, liefen schnurstracks auf Herrn Lämperle zu und schrien ihn in aller Angst an: „Herr Lämperle! Herr Lämperle! Kommen Sie schnell, schnell zu Ihrem Garten! Es muß dort etwas passiert sein!“

Was eigentlich passiert sein könnte, wußten sie auch nicht zu sagen; sie hatten beim Vorübergehen ein Gewimmer und Gejammer darin vernommen.

Herr Lämperle vergaß in der Aufregung, seinen Schoppen auszutrinken. Er packte krampfhaft seinen Schirm, hob ihn drohend in die Höhe und schritt ohne Hut mit den zwei Buben nach seinem Garten. Jeder von ihnen mußte sich unterwegs mit einem Bohnensteden bewaffnen, welche Herr Lämperle aus einem Garten am Wege eiligst annektiert hatte.

Endlich waren sie da. Wirklich! Auch er hörte ein Jammern und Weheklagen aus seinem Garten herauskommen. Schnell steckte er den Schlüssel ins Schloß der Gartentüre; knarrend ging es zweimal um . . . da stieß er die Türe auf . . . trat einige

Schritte hinein, die Buben hinterdrein mit vorgehobenen Bohnenstrecken. Da blieben alle wie erstarrt stehen! Herr Lämperle breitete vor Verwunderung seine Arme weit aus, in der einen Hand den hoch-
 erhobenen Regenschirm, denn vor ihm stand inder-
 tat ein Zammerbild: seine Gattin! Tiefend naß von oben bis unten; der Sommerhut hatte die Blumen ver-
 loren, und das Sammtband daran hing wie ein nasser Fahnenwimpel herunter; die Kleider tropften vom Wasser, und in den Zugstiefelchen stand das Wasser, also daß sie so weich waren wie Kautschuk.

„O mein Gott! Mein Gott! Martha! Martha! Wie kommst du da herein?“ stammelte Herr Lämperle.

„Anton! Anton! Bin ich denn nicht mit dir herausgegangen zum Garten? Habe ich dir nicht extra gesagt, daß ich an den unteren Beeten die Vergiftweinnichtchen versetzen und aussäen will? Und da kam das Unwetter, und wie ich hinaus will — Anton! Anton! Alles verschlossen! Im fürcht-

baren Regen mußt' ich aushalten — kein Mensch weit und breit — und über den hohen Gartenzaun kann ich doch auch nicht! Anton! Anton! Deine Vergeßlichkeit ist grenzenlos!“

„Ei, ei, ei! Ich hätte eine Million gewettet, du siehest daheim!“ beteuerte Herr Lämperle.

Den zwei Knaben befahl er, die Bohnenstrecken wieder an Ort und Stelle zu tun, gab jedem einen Zehner mit der Weisung, niemanden im Städtchen etwas davon zu sagen. Seine Gemahlin aber nahm er in den Arm und schritt mit ihr den „hintern Stadtweg“ entlang nach Hause. Niemand begegnete ihnen. Herr Lämperle schüttelte ein ums andere mal den Kopf: „Ei, ei, ei!“

murmelte er ständig vor sich hin, und seine Gattin antwortete allemal: „O Anton! Anton!“

Um ähnlichen Vorkommnissen vorzubeugen, ließ Herr Lämperle seiner Gemahlin ein Gartenhäuslein mit aufgemauerten Wänden und einem großen, breiten Ziegeldach vorhin an den Gartenzaun stellen.

Und in einer klaren, mond-
 hellen Sommernacht malten einige seiner Freunde eine Debitationsinschrift vorn daran:

„Der vergeßliche Anton seiner vergessenen Martha!“
 V. Sch.



Da blieben alle wie erstarrt stehen.

Ruh' im Hafen ist keine Ruh',
 Kommt nicht die Ruh' in der Brust dazu.

Der Herr
Bür-
stenfabrikant
Landolin Le-
derle hatte
im Herbst des
letzten Jah-
res eine Ein-
gabe an den
Gemeinderat
von Seeberg
gerichtet um
Unterstützung
der Mäßig-
keitsbestre-
bungen der
Guttempler.
Der Ge-
meinderat
und Schnei-
dermeister
von Seeberg,
den die Leser
des Kalen-
ders ja schon



„Alles,
was da ge-
braut ist,
was da ge-
goren hat,
soll leben,
rief darauf
der Dorf-
dragoner,
„das Bier,
der Wein
wie auch die
Liebe!“
Hierauf
lachten die
Frauen
und Töch-
ter: „Ge-
gorene —
Liebe!“
„Was,“
schrie der
Barbier,
„habt denn
ihr alle eine

kennen, meinte in der Sitzung, man solle mit einem Bescheid warten, bis der Wanderer über diese Frage berichtet habe. Und so geschah es, daß auf Anregung der Schiffwirtin auch die Frauen von Seeberg Einladung erhielten und eine große Gesellschaft, wie sie der Leser vor zwei Jahren schon gefunden, wieder im Schiffwirthshaus zusammenkam.

Und der Gemeinderat begrüßte den Wanderer mit folgenden Worten: „Lieber Wanderer! Vor allem Grüß Gott und ein gutes neues Jahr! Ich als Gemeinderat habe einen offiziellen Auftrag im Namen der Gemeinde von Seeberg und dieser erlauchten Gesellschaft, ihr möchtet die Güte haben und heute uns über die Mäßigkeitsbestrebungen der Guttempler, Abstinenzler, Temperenzler und wie sie alle heißen, etwas mitteilen, oder kurz gesagt: eine Besprechung über die Alkoholfrage mit uns abhalten.“ Er setzte sich, indem er seine Krawatte zurechtstrich und dann einen tiefen Schluck nahm.

„Weg mit dem Wein, Schiffwirt!“ rief die Frau Lehrtr. „In der heutigen Sitzung darf nur Limonade, Wasser und Kaffee getrunken werden.“

„Nicht gleich gar so hitzig,“ sagte der Wanderer, „wir wollen erst die Besprechung abwarten und dann zum Schluß eine Resolution fassen. Vorläufig laßt ihn noch stehn, Schiffwirt, den Seeberger Kuländer!“

Ahnung von der Gärung! Der selige Dunken in Heidelberg, mein allverehrter Professor, war auch Chemiker sozusagen. Alles, was sich zerlegt aus Zucker in Kohlensäure und Alkohol, heißt Gärung. So ungefähr hat er gesagt. Und dabei gehts stürmisch zu. Auch ich habe einst gegoren in jungen Jahren. O alt Heidelberg, du Stadt des Regens und der schönen Mägdelein! O du Franziska am Karlstor! Noch gärt's heute, wenn ich an die schwarzen Augen und blonden Zöpfe denke!“ Er stand auf und trank einen tiefen Schluck. Alle aber lachten ob dem verliebten Barbier.

Die Fräulein Apollonia aber stand auf und deklamierte:

„Wie das Böglein in die Lüfte, hoch sich nach der Sonne schwingt,
Und sein Lied aus frohem Herzen über Tal und Berge dringt:
Also sei auch du ein Böglein, singe immer froh und frei,
Und dein Lied sei, wie die Liebe, ewig jung und ewig neu.“

Und der Grenzaufseher deklamierte weiter:

„Du trautes Lied, in süße Träume
Wiegst du uns Herz und Sinne ein,
Wenn du uns singest deine Weisen
Von deutscher Lieb' und deutschem Wein.“

„So, jetzt aber Schluß von eurer Liebe!“ rief der Wanderer. „Da könnt ihr sehen, was die Gärung für stürmische Szenen veranlaßt; wenn nun gar noch der Alkohol mithilft! Es ist nicht zu bestreiten, daß er schon Schlimmes für den einzelnen, für die Familie, für ganze Völker erzeugt hat. Wir müssen der Alkoholfrage objektiv gegenüberstehen und brauschen nicht gleich völlige Entfager, Abstinenzler, werden. Wie die Gelehrten festgestellt haben, wirkt das Gift des Alkohols zunächst auf das Gehirn in lähmender und störender Weise und dadurch auch auf das Seelenleben des Menschen, auf das richtige Erkennen, das Gefühl und den Willen. Denn das Gehirn ist das Telegraphenamt, in dem alle Nervenfasern zusammenlaufen.“

„Für einen Mann in Amt und Stellung,“ sagte der Gemeinderat und deutete auf sich, „ist es vor allem nötig, durch den Alkohol den Verstand nicht zu verlernen.“

„Bei den derzeitigen Gemeinderäten von Seeberg ist das unmöglich,“ sagte der lange Joseph.

„Und das ist auch so,“ ergänzte des Gemeinderats Tochter Kreszenz. „Der Vater hat 10 Wochen lang den Bürgermeister vertreten, und da ist er nur am Sonntag ins Wirtshaus gegangen.“

„O diese Wirtshäuser!“ rief die Frau Lehrer. „Man sollte sie alle gesetzlich schließen.“

„Ein anständiger Mensch sollte überhaupt nicht in solche Giftstätten voll Qualm, Rauch, Geruch, Geschwäg,“ fuhr die Theresie fort. „Wie viel Unheil haben sie schon angerichtet, diese Wirtshäuser!“

„Und die Polizei kümmert sich auch nichts darum,“ sagte die Frau des langen Joseph, „setzt sich selbst um 11 Uhr nachts noch zu den Tegospiehlern, anstatt sie heim zu schicken.“

„Was?“ rief der Gemeinderat und Polizei-Maier, „erst letzte Woche hat der lange Joseph einen Nacht-Gulden zahlen müssen.“

„Bravo! Bravo! 10 Mark, 100 Mark sollten sie zahlen,“ riefen die Frauen.

„Das ganze Vermögen! Steinigen, köpfen sollte man alle Wirtshausficker,“ rief der Barbier, „dann blieben nur noch die Frauen übrig und langweilige, öde Philister, die mit verdrehten Augen Abstinenzlieder singen.“

„Ha, ha,“ lachte der Kirchesimme, „eine warme Stube, ein kaltes Bier und ein dummes Geschwäg sind zusammen nicht leg. Polizei-Maier stoßt mit mir an: der Wein ist die Milch der Alten!“

Und da sie miteinander anstießen, sagte der Wanderer: „Da schaut hin, die zwei Achtziger! Wenn der

Alkohol ein so schreckliches Gift wäre und die Wirtshäuser Giftstätten, dann wären die Zwei nicht so alt geworden.“

„Und's Scherrmausers Anton, der 92jährige Dorf-Schnapsler,“ bemerkte der Grenzaufseher, „den hat der Alkohol konserviert, wie eine Eidechse der Spiritus.“

„O ihr Unvernünftigen!“ sagte die Frau Lehrer. „Ein berühmter schweizerischer Seelenvater und Anti-Alkoholiker berichtet aus einer französischen Stadt, daß dort dreiviertel aller Blödsinnigen von alkoholischen Eltern abstammen. Die amtliche schweizerische Statistik ergibt, daß ungefähr ein Drittel der in Irrenanstalten befindlichen, ein Drittel der Selbstmorde und ein Zehntel der Todesfälle der über zwanzig Jahre alten männlichen Einwohner dem Alkohol zuzuschreiben sind. Die Hälfte aller Verbrecher sind Alkoholiker. Zehn Trinkerfamilien hatten 36 blödsinnige und epileptische Kinder. Und da will man dem Alkohol noch das Wort reden!“

„Nun ja,“ sagte der dicke Peter, „wir helfen ja redlich, den gefährlichen Alkohol aus der Welt zu schaffen; ihr leht's ja alle. Aber es geht halt langsam damit, bis er ganz weg ist.“

„Idioten, Epileptiker, Mörder, Narren, Verbrecher aller Art, Bettler sind die Alkoholiker,“ ergänzte die Frau Lehrer.

„Und die Pfannensticker, Musikanten, Steinhauer haben auch die Leber auf der Sommerseite,“ sagte die Fräulein Kreszenz. „Da lob ich mir einen guten Kaffee. Profit!“ Sie hob die Tasse in die Höhe, und die Frauen stießen miteinander an.

„Ist auch Gift und dazu kein gebrauchsmäßiger Stoff zum Anstoßen,“ sagte der Unterlehrer. „Da stoße ich nicht mit an. Profit den Männern!“ Und die Gläser klangen zusammen.

Und daraufhin sagte der Lehrer: „Wir Lehrer sind gewiß in erster Linie berufen, gegen den Alkoholteufel anzukämpfen. Die Alkoholfrage ist heute eine wissenschaftliche Frage und kein Gebildeter darf darüber unaufgeklärt sein.“

„Ganz richtig,“ sagte der Wanderer. „Die Wissenschaft hat diese Frage zuerst am Tier- und Pflanzenkörper studiert. Und da haben sich ganz eigentümliche Ergebnisse herausgestellt. Auch unter den Tieren gibts Alkoholiker: die Wespen berauschen sich an süßen Säften oft derart, daß sie den Heimweg nicht mehr finden; Fledermäuse, Hunde, Pferde, unser Haushuhn, die Affen —“

„Ja, ja,“ lachte die alte Polizei, „kein Wunder, heißt's: er hat einen Affen heimgetragen.“

„Und ist am Morgen mit einem Kater aufgewacht,“ sagte der Schiffwirt. „Das ist eine sonderbare Verwandlung!“

„Die Ameisen,“ fuhr der Wanderer fort, „dulden in ihren Kolonien gewisse Käfer, die aus ihren feinen rötlichen Haaren einen süßen Saft absondern, den die Ameisen bis zur Berausung leidenschaftlich lecken. Darum erfreuen sich diese Käfer der aufmerksamsten Pflege und Fütterung. Durch dieses süße Gift sind viele der Ameisen entartet worden. Wenn sie nun menschlichen Erfindungsgeist hätten, müßten sie Käfer-Abstinenzvereine gründen. Man hat niedere Tiere, Würmer und Seeferne in ganz verdünnten Alkohol gebracht, und sie sind sofort gestorben. Auch hat sich gezeigt, daß der Alkohol den Körper für Ansteckungskrankheiten, Lungenschwindsucht, Diphtherie u. s. w. empfänglicher macht. Auch an der Pflanze hat man gesehen, daß das Wachstum aufhört, sobald man dieselbe in Alkohollösung wachsen lassen wollte.“

„Aber eins ist doch richtig,“ sagte die Schiffwirtin, „wenn meine Zimmerpflanzen nicht mehr recht vorwärts wollen, gebe ich ihnen ein klein wenig Wein — und das hilft allemal.“

„Ach, was ist doch das!“ rief die Frau Lehrer. „Jetzt traktiert die Schiffwirtin auch noch die Pflanzen mit Alkohol.“

„Ist bei Pflanzenzüchtern schon längst bekannt,“ sagte der Wanderer. „Doch laßt mich jetzt fertig machen. Man könnte nun fragen: sind denn die Wirkungen am Pflanzen- und Tierkörper auch für uns Menschen maßgebend? Und warum verschafft sich der Alkohol so leicht und nachhaltig Zutritt in unsern Organismus? Da hat man durch Versuche gefunden, daß die feinen Zellgewebe des Körpers den sie schädigenden Substanzen meist keinen Eintritt gestatten, dagegen den Alkohol, das Chloroform, den Äther bereitwillig eindringen lassen. So

gelangen diese Gifte in den Blut- und Säftestrom, zerstören teilweise die Zellen und hemmen dadurch zunächst die Urteilskraft, dann die Bewegungsnerven und endlich das Bewußtsein.“

„Da hört ihr's,“ sagte der Kirchstimme, „er ist eben doch nicht so ungefährlich, wie er aussieht, — der Alkohol.“

„Ach was, Alkohol!“ rief der Barbier. „Wer trinkt Alkohol! Der Trester- und Kartoffelschnaps ist Alkohol; aber im Bier und Wein und Renschtälter Kirschwasser ist nicht so viel, daß er direkt schädlich werden kann.“

„Ja, ja,“ sagte die Frau des langen Joseph, „geht nur einmal am Sonntag Abend durch Seeberg und schaut, wie unschuldig der Alkohol aussieht: im



Die Ankunft Kaiser Wilhelms in Tanger (Marokko) am 31. März 1905.

Wirtshaus sitzen sie, auf der Straße krafeelen sie, der Weg ist nicht breit genug, und die Uhr hat schon längst elf geschlagen, da stehn die sonst meistens schweigenden Männer auf ihrem Heimweg aus dem Schiff noch eine Stunde lang unterm

Hoctor und verhandeln über das Wohl des Vaterlandes.“

„Ja,“ sagte die Fräulein Therese, „42 Prozent aller Körperverletzungen fallen auf den Sonntag, 19 Prozent auf den Montag, 11 auf den Samstag und nur je 7 auf einen der übrigen Wochentage. In Deutschland beträgt die Zahl der jährlich durch Trunk Verunglückten 1300, der Selbstmörder 1600, der dem Säuferwahnsinn Verfallenen 30 000. Der Armenpflege fallen 32 000 und den Gerichten gar 150 000 anheim, alle infolge der Trunksucht. Be weisen diese Zahlen nichts? Und wie viele Tausende von Familien sind dadurch ins Elend gekommen? Wie heißt's doch in dem Liede:

Seidene Strümpf' und Atlasband
Hab' ich getragen im lebigen Stand;
Hätt' ich nie ein' Mann genommen,
Wär' ich nicht ins Unglück kommen.“

„Aber trotzdem möchte ich keinen solchen Zieselbrüder, Stubenhocker,“ sagte die Fräulein Apollonia. „Der Mann darf den Kampf mit dem Alkohol aufnehmen; er muß der Natur dann und wann wieder einmal einen Stoß versetzen, um zu sehen, was sie noch auszuhalten imstande ist.“

„Bravo!“ rief der Barbier. „Diese Enthaltensamen, Tugendbolde, Demütigen gehören nicht in die Welt des Kampfes; das sind Memmen! Und zudem ist der Alkohol ein Nahrungsmittel.“

„Ein Nahrungsmittel!“ rief die Frau Lehrer: „— das fehlte noch!“ Und alle lachten laut auf.

„Was versteht ihr davon!“ sagte der Barbier erregt. Der Alkohol erzeugt ein Gefühl von Wärme im Körper, steigert den Puls, die Atmung, Muskelkraft, die geistige Tätigkeit, unterdrückt das Hungergefühl, überwindet Schmerz und Abspannung. Er hilft gegen Leibweh und den Biß giftiger Schlangen, gibt Dichtern und Komponisten Stoff zu Liedern. Der Alkohol ist ein Nahrungsmittel — das ist erwiesen — so gut wie Stärkemehl, Fett und Butter, und dazu ist er ein angenehmes Nahrungsmittel.“

„Das ist unrichtig,“ sagte die Frau Lehrer. „Es läßt sich durch Rechnung erweisen, daß eine Messerspitze voll Mehl in bezug auf Blutbildung nahrhafter ist, als vier Maß Bier. Ihr haltet's eben mit dem Bayer, der gemeint hat: es sei ein Fehler im Schöpfungsplan, daß mans Essen nicht auch trinken kann.“

„Das ist mir ganz egal,“ erwiderte der Barbier; „ich glaube, wem ich will! Schiffwirt, noch ein Glas 95er Kuländer, den unser Herrgott für die Seeberger hat wachsen lassen!“

Da begann der Unterlehrer das Lied anzustimmen: Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein! — und die ganze Korona der Männer sang das Lied mit vielem Feuer; die Seeberger kannten alle Strophen auswendig.

„Im Wein ist Wahrheit!“ rief der Schiffwirt.

„Ei, ei,“ sagte die Fräulein Apollonia und machte ihm einen Finger.

„O du guter, süßer Wein,
Trinkt sich doch so lieb und fein;
Aber rächend fährt ins Bein
Bald dafür das Zipperlein.“

„Wirte, Küfer, Kellner, Weinhändler, Droschkentutcher sind damit behaftet, eine erbliche Berufsfrankheit,“ sagte der Schiffwirt.

„Viele Kollegen,“ meinte der dicke Peter. „Er ist eben nicht auszurotten, der Alkohol!“

„Und doch wäre es möglich, wenn alle guten Elemente zusammenhelfen würden. Hört mich an,“

sagte die Frau Lehrer, leerte zuvor den Rest in der Kaffeetasse und führte aus: „Daß der Alkohol ein Gift ist, steht fest. Er zerstört die Zellen, die Gewebe, erzeugt Verfettung und Schrumpfung der Organe, der Leber, der Nieren, des Herzens. Also ist er ein Gift! Auch das Experiment bestätigt: der Alkohol ist ein Gift! Er stört die Lebensfunktionen, er ist ein Gift! Er ist also keine gute Sache für den Menschen, er ist ein Gift! Mit Giften muß man vorsichtig umgehen; wir suchen darum die Gifte zu zerstören. Weg mit dem Alkohol! Fort mit dem Gift! Tretet alle den Mäßigkeitsvereinen bei!“

„Sind wir schon; wir vertilgen den Alkohol in Mäßen,“ sagte der lange Joseph und leerte sein Glas.

„Der älteste Mäßigkeitsverein stammt aus dem Jahr 1517, von Sigismund von Dietrichstein in Graz gegründet, der Christophsorden. In der Neuzeit bildeten sich besonders in Nordamerika viele Vereine, da die Trunksucht dort ungeheure Opfer forderte. Heute haben die Guttempler eine Million Mitglieder. Von Amerika ging die Bewegung nach England und Skandinavien und Deutschland, wo sich seit 1837 Mäßigkeitsvereine ausbreiteten, Guttempler, Temperenzler, Abstinenzler.“

„Ha, ha,“ lachte der Grenzaufseher. „Die Abstinenzler! Der Mehl-Marti im Kofendobel wollte auch unter diese Gesellschaft gehen, und schon fing er damit an, aus seiner Dachkammer ein Krüglein Krämhberger Sylvaner in die Dachrinne zu gießen. Und da er den edlen Saft so wie Öl dahinfließen sah, ergriff es ihn, er stürzte die Treppe herunter und fing den Sylvaner wieder aus dem Röhrenrohr in sein Krüglein auf. Von da ab konnte er keinen Wein mehr ausgießen und goß ihn wieder an den alten Ort.“

„Und doch sind viele, welche vorher Säufer waren, unter die Temperenzler gegangen,“ sagte Fräulein Therese. „Dazu gehört Kraft, Mut, Entschagung, fester Wille.“

„O ja,“ ergänzte der Schiffwirt. „Ich kenne solche Tugendbolde, von denen der Spruch gilt: Und was Natur und Zeit getan, das sieht der Tropf als Besserung an.“

Der Gemeinderat zog ein Blatt Papier aus der Tasche, rückte seine Brille zurecht und las folgendes: „Der Konsum an Wein und Bier hört noch nicht auf. Im vorigen Jahre wurden im Deutschen Reich 53 Millionen Hektoliter Bier und 2 Millionen Hektoliter Branntwein hergestellt. Und dazu brauchte man 25 Millionen Zentner Gerste, angebaut auf über 1 Million Hektar Bodenfläche; 7 Millionen

Zentner Roggen und 42 Millionen Zentner Kartoffeln auf $\frac{1}{2}$ Million Hektar. Die Bebauungsfläche für Wein betrug 120 000 Hektar. Dieser landwirtschaftliche und industrielle Betrieb erforderte $1\frac{1}{2}$ Millionen Menschen, also etwa 3 Prozent der gesamten deutschen Bevölkerung. Auf den Kopf kommen jährlich 14 Liter Branntwein, $3\frac{1}{2}$ Liter Wein und 111 Liter Bier. In Frankreich gerade das Doppelte, in der Schweiz, Belgien, Italien noch mehr als bei uns. Das deutsche Volk verausgabt jährlich 3 Milliarden Mark für alkoholische Getränke. An Zöllen und Verbrauchssteuern geht dadurch dem Reiche ein Jahresbeitrag von 160 Millionen Mark ein. Und da will man so mir nichts dir nichts den Alkohol aus der Welt schaffen?

„Die Geldinteressen der Bierbrauer, Branntweimbrenner, Weinhändler und Bierzäppler können da nicht in Betracht kommen,“ sagte darauf die Frau Lehrer, „wenn der Wohlstand des Landes und die Gesundheit der Bewohner mitsprechen. Gerste, Kartoffeln und Roggen würden besser verwendet zur Ernährung der Menschen als zu ihrer Vergiftung. In der Schweiz, auch in Worms, bereitet man schon lange alkoholfreien Wein.“

„Alkoholfreier Wein, nikotinfreie Zigarren und herzlose Liebe sind drei armselige Triebe!“ sagte lachend die Apollonia.

„Die Gewohnheit des Alkoholgenusses,“ jagte zum Schluß die mutige Verfechterin der Abstinenz, die Frau Lehrer, „ist und bleibt eine schädliche Ansitze, die sich seit Noahs Zeiten in die menschliche Gesellschaft eingeschlichen hat. Sie vergiftet das Volk, verdirbt die ganze Kultur Menschheit. Nur die gänzliche Entfernung des Alkohols als Genußmittel kann Besserung schaffen, eine vernünftige Menschheit mit langem, gesundem Leben.“

„Amen!“ sagte der Polizei-Meier still vor sich hin.

„Wetter auch,“ rief der Barbier, „Alkohol ist Gift, Kaffee, Tee ist Gift, Wasser hat Bazillenherde, Milch Krankheitskeime — ja was soll man da noch trinken?“

„Lebertran,“ meinte der Kirchenjimme.

„Alle die Ausführungen der Alkoholgegner könnten mich wohl davon überzeugen,“ sagte der Lehrer, „daß der Alkohol im Schnaps in erster Linie ein Gift ist; und wehe der Gemeinde, in der das Schnapskrüglein auf der Straße wandelt, und wehe der Familie, wo der Schnaps ein Genußmittel geworden. Aber ein ehrlicher Trunk Bier oder Wein kann unmöglich schädlich sein. Das beweisen uns Beispiele genug von großen Männern des Volkes, die gerne einen gesunden Trunk taten,



Aus Deutsch-Südwestafrika: Deutsche Gebirgsartillerie im Feuer.

alt wurden und gescheit blieben bis an ihres Lebens Ende. Das ist just heute zum sogenannten guten Ton geworden, bis hinauf in die hohen vornehmen Gesellschaften, daß man sich des Alkohols entwöhnt. Aber ach, für gar manchen, der mittun muß, eine Pein! Hinten herum, heimlich, trinken dann die Herren, im entlegenen Kämmerlein, ihr Fläschchen. Wo, frage ich euch, gibt's ein frohes Fest ohne einen kühlen Trunk dabei? Womit trinkt man des Vaterlandes, großer Männer und, wie wir heute, unserer Frauen Wohl? Doch nicht mit Kamillentee und Haferschleim! Männer von Seeberg, erhebet euch, der Alkohol soll sich nicht böswillig zwischen uns und unsere Frauen stellen! Wir lassen sie hochleben: hoch, hoch, hoch!“

Das Klang urkräftig durch die Stube. Der Herr Lehrer stimmte das schöne Lied an: „Im Krug zum grünen Kranze.“ Und als es an die letzte Strophe

kam, da stießen die Frauen selbst mit ihren Tassen an die gefüllten Gläser der Männer: „Hei, wie die Becher klingen, wie brannte Hand in Hand; es lebe die Liebste deine, Herzbruder, im Vaterland!“

Der Kirchenstimme wischte sich eine Träne aus dem Auge und sagte vor sich hin: „Im ew'gen Vaterland.“

Darauf erhob sich der Wanderer und sprach: „Wenn ich das Ergebnis der heutigen Besprechung zusammensasse, so ergibt sich eine Uebereinstimmung dahin: wenn ein Trinker, dem der Alkohol wirklich verderblich zu werden droht, Abstinenz wird, so vollbringt er für sich eine gute, sittliche Tat. Aber die meisten der Abstinenten waren vorher keine Trinker, sondern Leute, denen ein Glas Wein oder Bier gar nichts schaden würde. Sie wollen nur etwas Besonderes haben, wie die Vegetarier auch, und dünken sich groß darin, einem Verein der Alkoholgegner anzugehören, die Vereins-Maier! Das sind Sonderlinge und Philister, die nicht in die Welt der frohen Menschen gehören. Wir alle wünschen dem Kampf gegen den greulichen Schnaps-teufel besten Erfolg, wir alle verabscheuen den Uebergeuß geistiger Getränke, sind aber dankbar gegen

eine Flasche guten Auländer und einen frischen Krug würzigen Bieres und können nicht glauben, daß der Gemüß Leib und Seele des Menschen gefährden könne. Unser Herrgott läßt die Sonne scheinen über die Weinberge des Vaterlandes, über die Gerstfelder und Hopfenäcker. Wir danken es ihm durch einen vernünftigen Trunk zu unserer Freude und Stärkung. Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang!“

Und damit schloß die Sitzung. Der Wanderer verabschiedete sich freundlich von allen, besonders von den Frauen und Jungfrauen von Seeberg.

Am andern Tag aber faßte der Gemeinderat von Seeberg folgenden Beschluß: „Dem Herrn Bürstenfabrikanten Landolin Lederle zur Nachricht, daß der Gemeinderat von Seeberg gegen die Bestrebungen des Guttempler-Mäßigkeitsvereins nichts einzuwenden hat, aber nicht in der Lage ist, den Verein speziell zu unterstützen, da die Bewohner von Seeberg eine Ermahnung zu größerer Mäßigkeit nicht nötig haben, da sie im Trinken nicht über ihr ortsübliches Quantum hinausgehen.“

V. Sch.

Die Probe.

Novellette von Fr. Clausthaler.

Den Arzberger Toni hielten die Eisenacher seit einiger Zeit für einen Narren. Mitten in der Nacht hörte man ihn reden, drohen und weinen. Am Tage saß er krampfhaft nabelnd auf dem Schneidertisch; sobald es aber Feierabend war, ergriff ihn das Fieber, und er eilte in den „Goldenen Löwen“. Dort hatte er die wandernde Theatergesellschaft Mannhofer, die den Sommer über in dem kleinen, gern von Fremden besuchten Gebirgsdorf spielte, ihr Quartier. Der junge Schneidergeselle, der früher einmal bei einer Passionsvorstellung mitgewirkt, war anfangs gegen eine Maß Bier nur als Statist verwendet worden. Bald aber, da der scharfblickende Direktor sein Talent, seinen Fleiß und Eifer erkannte, ließ man ihn auch sprechen und gab ihm immer größere Rollen. Tags über an sein Handwerk gebunden, mußte er die Nächte zum Lernen verwenden, aber mit seltener Energie überwand er alle Schwierigkeiten.

Die Gesellschaft machte mit seinem Ausreten die besten Geschäfte. In der ganzen Nachbarschaft wollte man den tollgewordenen Schneider-Toni sehen, und auch die anwesenden Sommergäste interessierten sich für den jungen Dorfknäuel. Der lange, schmale Saal im „Goldenen Löwen“ war an

den drei Abenden, die man wöchentlich spielte, jedesmal bis zum letzten Platze besetzt.

Auch heute, da man zum ersten Male „Genovefa, die unglückliche Pfalzgräfin“, gab, war es nicht anders. Sogar Meister Lohr, der alte, grauhaarige Schreiner, der vom Komödientenspiel nie etwas hatte wissen wollen, befand sich mit seiner Tochter Rosl in dem am Eingang herrschenden Gedränge. Das hübsche Mädchen, das den Komödianten-Toni, wie Arzberger bereits in der ganzen Gegend genannt war, schon lange liebte, hatte das Theater bisher niemals besuchen dürfen. Solange Toni nur ein ehrsameres Handwerker war, hatte der Vater gegen das Verhältnis nichts einzuwenden gehabt. Fehlten auch einzuweilen die Mittel zum Heiraten, so konnte sich das in Zukunft doch ändern, wenn der junge Mensch es einmal zum Meister brachte. Die mit ihm vorgegangene Wandlung aber war dem Alten ein Dorn im Auge, und nur dem immer wiederholten Bitten des Mädchens war es schließlich gelungen, seinen Widerwillen zu besiegen. Mit der geheimen Hoffnung, daß der Anblick des Gaukelspiels, in dem sich ihr Geliebter gefiel, die Rosl selbst abstoßen und von ihrer Leidenschaft kurieren würde, hatte er sich entschlossen, die heutige Aufführung mit ihr zu besuchen.

Auf der kleinen Bühne herrschte die größte Verwirrung. Die Vorstellung hätte längst beginnen sollen, und der Arzberger Toni, der den Bösewicht Golo zu spielen hatte, war noch immer nicht da. Das Publikum war bereits unruhig, und gerade heute war das besonders peinlich. Saß doch in der vordersten Stuhldreihe einer der Sommergäste von Eisenbach, ein hoher Herr, dessen erstmalige Anwesenheit in seinem Musentempel den Herrn Direktor mit gewaltigem Respekt erfüllte. Immer wieder die Uhr ziehend, lief Rannhofer, rot vor Aufregung, von einem Ende des Podiums zum andern und starrte verzweifelt durch das runde Loch des Vorhangs in den gedrängt vollen Saal.

„Da ist der Toni!“ rief plötzlich jubelnd der Darsteller des Pfalzgrafen, der in seinem Ritterkostüm auf der Bühne herumstolzte.

Den Direktor riß es förmlich herum. Gott sei Dank, daß — das Wort stockte ihm im Munde, als er an einer Seitenkoulisse den jungen Mann erblickte. Der schlaffe, stattliche Mensch mit den hellen braunen Augen, den scharf markierten Jügen und dem dichten, dunklen Haar war totenbleich.

„Himmel, Ihr seid doch nicht krank, Toni?“ rief Rannhofer entsetzt.

„Ich kann heut nicht spielen.“

„Ihr müßt! Der Herr Intendant aus der Hauptstadt ist im Theater. Er hat von euch gehört, ist Euretwegen gekommen. Es kann vielleicht Euer Glück sein, Toni.“

Die Augen Tonis flammten auf. „Meinetwegen? — O mein Gott, — und ich hab' meinem Vater versprechen müssen, nie mehr Komödie zu spielen, — es hat eine schreckliche Szene gegeben, — ich —“

„Laßt Euer Versprechen von morgen an gelten, vielleicht denkt Euer Vater morgen anders,“ drängte der Direktor, „heute dürft Ihr uns nicht im Stiche lassen.“

Toni raffte sich nach kurzem Schwanken auf. „Gut, ich werde spielen, — einmal noch, — und ich will ihnen alles zeigen, was ich kann.“ Damit stürzte er in die Garderobe fort, und wenige Minuten später begann das Stück.

Der Schneidergeselle spielte in der Tat wie noch nie, er verdunkelte alle anderen, die elementare Leidenschaft, die ihn durchtobte, kam zum stürmischsten Ausdruck. Der Beifall, die Begeisterung der Zuschauer wurden immer größer. Der Intendant, der anfangs gelächelt hatte, dann immer ernster und aufmerksamer geworden war, applaudierte zum Schluß selbst. — — — — —

Meister Lohr verließ mit seiner Tochter schweigend das Theater. Auch sie sprach nicht, aber Tränen standen in ihren Augen. Der Vater sah sie von der Seite an. Er wurde nicht klug aus ihr. Den ganzen nächsten Tag sägte, bohrte und hämmerte er in seiner Werkstatt, finster und mürrisch, und alles wich ihm aus, den Losbruch eines grimmigen Ungewitters fürchtend. Aber es kam nicht dazu. Gegen Abend stieg der Meister die enge Treppe zur Kammer seiner Tochter empor. Sie saß am Fenster, mit einer Näharbeit beschäftigt und fuhr beim Eintritt des Vaters erschrocken auf. „Ich hab' mit dir zu reden, Rosl.“ Es klang rau und unfreundlich.

Da das Mädchen schwieg, fuhr er fort: „Was denkst du von gestern abend, — von dem Komödien-Spektakel?“

„Was soll ich denken?“

„Daß es aus sein muß zwischen euch! Wer so natürlich einen niederträchtigen Schuft zu machen versteht, der kann selbst kein guter Mensch sein.“

Rosl senkte das blonde Haupt.

Ein unterdrücktes Schluchzen durchschütterte krampfhaft ihren Leib. „Das hab' ich mir auch denkt, Vater. — Drum hab' ich ja weinen müssen.“

„Also gib ihn auf!“

„Ich kann's nicht, Vater. Noch wird's ja nicht zu spät sein. Schau, wenn wir heiraten könnten, würd' er ein anderer Mensch. Da gäb' er meinen Bitten nach und ließe das Komödienpiel sein.“

„Nie wird er's sein lassen.“

„Doch, Vater, doch.“

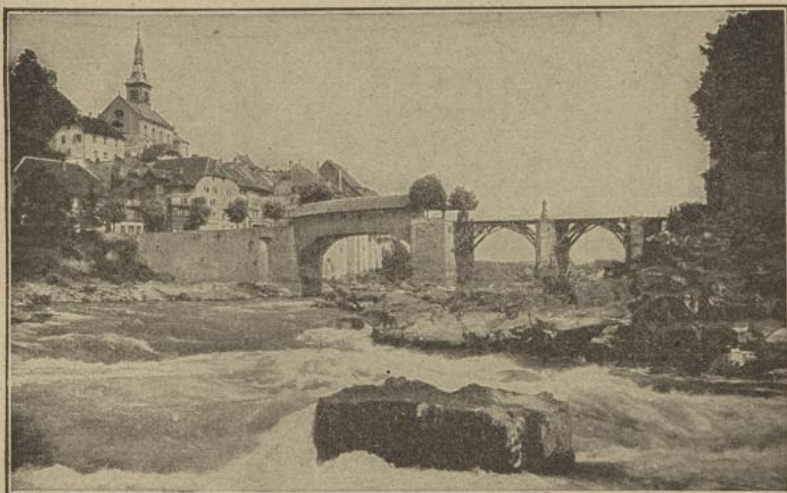
Meister Lohr schüttelte den Kopf. „Wen der Teufel einmal beim Schopf hat, dem ist nicht zu helfen. Drum überleg dir's Rosl: — meine Tochter oder sein Weib! Dazwischen gibt es keinen Weg.“



Henrik Witboi.

Mit den letzten Worten schlug er die Thür hinter sich zu und schritt schwer die Treppe hinab. Unbeweglich blieb das Mädchen sitzen. Nur ihre Tränen flossen auf die im Schoß gefalteten Hände, auf die Arbeit, ohne daß sie ihnen wehrte. Ihr ganzer Lebensraum schien in diesen Tropfen zu zerfließen. Plötzlich aber schrak sie zusammen. Sie hatte drunten vor ihrem Fenster das wohlbekannte Zeichen vernommen. Toni wartete ihrer. Einmal noch mußte sie ihn sprechen. Eine Minute später hatte sie sich unbemerkt auf die dunkle Dorfgasse hinabgeschlichen.

Er wollte sie hinter die Seitenwand des Hauses ziehen, sie wie sonst umfassen und küssen, aber sie entzog sich ihm.



Die Rheinstromschnellen bei Kleinlaufenburg.

„Erst mußt du mir ein Versprechen geben, Toni.“

„Was willst du?“

„Daß du nie mehr Komödie spielst. Ich hab' es dem Vater versprochen. Sonst ist alles aus zwischen uns.“

Im Gesichte des Burschen zuckte es schmerzlich. „Ich hab' es dem meinen auch versprochen und kann es doch nicht halten. Nein, Rosl, vom Theater laß ich nicht mehr, seit gestern weiß ich's. Wenn ich auf der Bühne steh', ist mir's wie in der Kirche. Und würd' ich der Kunst untreu, so wär' mir's, als hätt' ich, wie Petrus, meinen Herrn verraten.“

„Das versteh' ich nicht,“ sagte sie kopfschüttelnd, „es klingt sündhaft.“

„Brauchst es auch nicht zu verstehen. Nur lieben sollst du mich und alles im Leben mit mir teilen, — Ruhm und Geld.“

„Geld,“ — wiederholte Rosl zum ersten Male bitter, — „ich denk', bei den Komödienspielern im „Goldenen Löwen“ ist davon nichts zu finden; sind nichts wie stolze Bettelcut.“

„Aber ich werde mein Glück machen, sagt der Direktor. Schau, der Intendant, der mich gestern spielen gesehen, hat heute nach mir geschickt. Morgen soll ich in seine Villa am Lerchenbühl kommen. Er will mit mir reden. Aber wie es auch wird, glücklich kann ich ohne dich nicht sein. Nur das nötige Geld hat zu unserer Heirat gefehlt, — wenn ich es schaffe, Rosl, willst du dann mein liebes Weib werden?“

Das Mädchen weinte und zitterte, ein kalter Frost schien ihre Glieder zu schütteln. Er zog sie

an sich, als wollte er sie erwärmen. Diesmal wehrte sie ihm nicht. Den Kopf an seine Brust lehrend, sah sie mit inniger Hingebung zu ihm auf.

„Wenn du ein braver Mensch, — ein ehrsamere Schneider bleibst, — Toni, — dann, — du weißt meinen Entschluß,“ — erschreckend unterbrach sie sich: „Himmel, ich glaube, der Vater ruft mir, — leb' wohl, — Toni, bis — bis —“

Sie sprach nicht zu Ende, nur einen Kuß drückte sie noch rasch

auf seine Lippen, ehe sie im Hause verschwand. —

„Ich habe Sie zu mir kommen lassen,“ sagte anderen Tages der Intendant, als der junge Arzberger zögernd und verlegen bei ihm eintrat, weil ich wichtiges mit Ihnen zu sprechen habe. Die gestrige Vorstellung hat mich überzeugt, daß Sie wirklich ein bedeutendes Talent besitzen. Nur die nötige Ausbildung, eine gute und strenge Schule fehlt Ihnen. Bei Truppen wie der Mannhoferschen können Sie das nicht finden.“

„D — wenn Sie mir dazu verhelfen könnten!“ rief Toni begeistert.

„Sie erwarten sich Ruhm und Ehren, — Sie lieben vielleicht auch die Kunst?“

„Ueber alles!“

Der Intendant erhob sich. Sein Gesicht ward ernst, scharf und prüfend blickte er den jungen

Menschen an. „Dann will ich Ihnen einen guten Rat geben, entfagen Sie dieser Liebe.“

Toni starrte ihn mit großen Augen an. Sein Gesicht entfärbte sich. „Wie, — — das — — das wollten Sie mir sagen?“ stotterte er.

„Ja. Denn Sie kennen die Welt nicht, nach der Sie sich sehnen. Die Kunst ist das Höchste und Edelste, — aber sie macht die, die ihr dienen, elend. Und davor möchte ich Sie bewahren.“

„Das — — das können Sie sagen!“ kam es tonlos von Tonis Lippen.

„Ich spreche aus herben, bitteren Erfahrungen. Hören Sie mich an. Ich habe einen alten, lieben Freund. Er war ein großer Künstler, die Kunst der Menge überhäufte ihn mit Reichtum und Ehren. Doch aufs höchste enttäuscht hat er sich von der Bühne zurückgezogen. Und wissen Sie, wozu er sein Geld verwendet?“

„Wie sollte ich mir — —“

„Um junge Leute vor einem ähnlichen trüben Schicksal zu bewahren. Man hat mir gesagt, daß Sie ein braves Mädchen lieben, daß Ihnen nur die Mittel fehlen, um sie als Gattin heimzuführen. Verzichten Sie auf den Ruhm und wählen Sie das Glück!“

„Ich kann nicht, — ich — — —“

„Mein Freund ermöglicht es Ihnen. In seinem Namen kann ich Ihnen 5000 Mark bieten, wenn Sie der Kunst entsagen wollen. Gründen Sie sich ein Geschäft damit und leben Sie glücklich und zufrieden als braver Handwerker. Das Geld steht sofort zu Ihrer Verfügung. Sehen Sie hier — —“ Er wollte auf den Schrank zugehen und die schwere Eichentür öffnen.

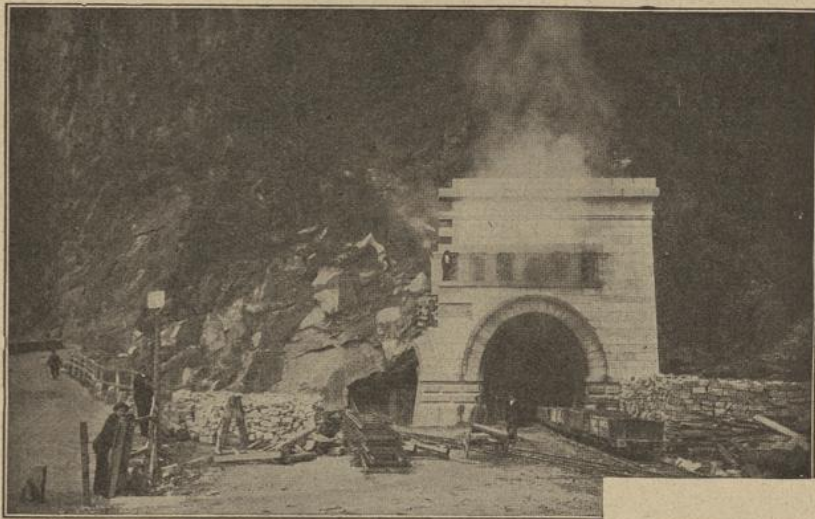
Aber Toni vertrat ihm den Weg. Einen Augenblick nur stieg Kosls Bild vor seiner Seele auf, er sah sich als glücklicher Gatte und Vater am Ziele aller seiner einstigen Wünsche, und dennoch empfand er einen wehen Schmerz. Es erstickte ihn, er mußte

sich Luft machen. Und in dem Momente, da er zu sprechen begann, war der schwere Kampf in seiner Brust beendet.

„Herr Intendant,“ sagte er mit fester Stimme, „ich danke Ihnen, ich danke Ihrem Freunde. Sie mögen es gut mit mir meinen, aber Sie kennen mich nicht. Sonst hätten Sie mir diesen Vorschlag nicht gemacht. Ich bleibe der Kunst, und wenn sie die schwersten Opfer von mir fordert, getreu, — ich verkaufe mich nicht.“

Das Haupt in selbstbewußtem Stolze erhoben, wollte er gehen.

Aber diesmal war es der Intendant, der ihm den Weg vertrat. Sein Auge leuchtete in ehrlicher



Zum Durchstich des Simplon-Tunnels: Das Südportal bei Iselle.

Freude. „Sie haben gewählt, Arzberger. Wenn Sie das eine nicht wollen, nehmen Sie das andere. Hier!“

Er nahm einen zusammengefalteten Bogen Papier vom Tische, schlug ihn auseinander und reichte ihn dem überraschten Toni: „Lesen Sie!“

Der junge Mensch ward feuerrot, während seine Augen die Schrift überflogen. „Wie? — Sie engagieren mich an das Residenztheater in der Stadt?“ stotterte er außer sich.

„Anfangs nur für kleine, bescheidene Rollen,“ nickte der Intendant. „Aber ich garantiere Ihnen, daß Sie sie bald mit größeren vertauschen werden. Meine Bühne braucht junge, frische Kräfte, wie Sie eine sind. Sie haben die rechte Liebe zur Kunst. Nur wer für sie allem sonstigen Erdenglück entsagen kann, ist ihrer wert.“

„Und Ihr Freund?“ stammelte Toni, der sich immer noch nicht fassen konnte.

„Er hat nie existiert. Ich wollte Sie nur auf die Probe stellen, Sie haben sie glänzend bestanden.“

Am nächsten Tage kehrte der Intendant in die Stadt zurück. In einer Woche, nach Ablauf der Theaterferien, sollte Toni nachkommen. Die Eisenbacher betrachteten ihn jetzt mit anderen Augen. Der reiche und feine Herr in der Villa hatte sich seiner angenommen. Das war etwas anderes. So gar Tonis Vater gab seinen Widerstand auf. Ihm war das Geld das Höchste, und wenn bei der Bühne mehr zu verdienen war als beim Schneidern, hätte er es als Sünde betrachtet, den Sohn

zurückzuhalten. Nur Meister Lohr blieb unerbittlich. Als Toni die Geliebte noch einmal zu sprechen suchte, wies er ihm die Thür. Seine Tochter sei krank und wolle nichts mehr von ihm wissen. Vergeblich umhlich der Verzweifelte noch einige Abende das Haus. Das Mädchen öffnete weder das Fenster, noch kam sie auf die Straße herab.

Als Toni in der Stadt eintraf und den Intendanten aufsuchte, sagte er schmerzlich, doch unerschütterlich: „Sie hatten Recht. Ich habe mein Glück begraben müssen.“

Sein Gönner drückte ihm die Hand. „Glauben Sie mir, es wird Ihnen wieder auferstehen in der Kunst.“

Die Dachkammer.

Von Franz Wichmann.

Seit Emelej Murin bei den Putilowwerken entlassen war, konnten sie die Miete nicht mehr bezahlen. Mit angstvoller Spannung sah Marja der Rückkehr ihres Mannes entgegen. Am Morgen hatte der Hauswirt gedroht, sie durch die Polizei hinauszuschaffen, wenn sie nicht freiwillig gingen. Da war denn nichts übrig geblieben, als eine andere Unterkunft zu suchen.

Der jungen blassen Frau sanken die Hände mit der Mäharbeit in den Schoß. Ein Zittern der Schwäche befiel sie. Aber sie durfte nicht wieder krank werden, jetzt, wo es keine Arbeit und keinen Verdienst gab, — mitten im harten Petersburger Winter. Endlich trat Emelej herein. Seine dichten Augenbrauen waren unwillig zusammengezogen. Mit fiebernder Hand strich Marja die Reste von Eis und Schnee aus seinem langen rotblonden Barte.

„Du hast keine Wohnung gefunden?“

„Doch, doch, Liebling. Aber es dauerte lange. Die meisten wollten erst Geld sehen, ehe sie uns aufnahmen. Endlich war einer mitleidig und glaubte meinem ehrlichen Gesicht. Eine Dachkammer steht für uns frei, ganz hoch, noch über dem Boden, dicht am Himmel. Kein Reicher hat solch eine Aussicht. Wie die Turmschwalben haufen wir da. Den Gläubigen wird es vergehen, uns dort zu suchen. Sechs Treppen sind's bis oben. — Aber sei nicht bang, — ich trag' dich hinauf, wenn dir's zu viel ist. Und dann soll es ein herrlich Leben werden.“

Das arme kranke Weib mußte lächeln. So war er immer, — heiter und zuversichtlich im tiefsten Elend. Glaube und Hoffnung vergoldeten ihm alles. „Und gleich sollen wir hinüberziehen?“ fragte sie.

„Gleich, Püppchen, Kusma Jstitch wird uns helfen. Er wartet schon drunten mit seinem Karren. Mit so ein paar Sachen ist man schnell fertig. Manchmal scheint es mir ein Glück, arm zu sein. So frei wie die Vögel könnten wir sein, — das heißt, wenn wir frei wären.“

Der letzte Zusatz klang bitter und ein trüber Schatten glitt über Emelejs freundlich offene Züge. Marja verstand ihn — und schwieg. Die innerlichen Schmerzen, die sie quälten, vorbeißend, legte sie tapfer Hand an. Ehe die Dämmerung hereinbrach, hatten sie ihr neues, wolkennahes Quartier bezogen.

„Wie gefällt dir unser Palast, Liebling?“ fragte Emelej am andern Tage.

„Gut, gut. Die Stille tut wohl. Hier möchte ich nicht mehr fortgehen.“ Sie mußte ihm etwas Tröstendes sagen. Er durfte nicht wissen, wie schwach und elend sie sich fühlte, seit die Aufregung des Umzugs vorüber war.

„Ja, ja, — hier wollen wir auf bessere Zeiten warten. Alles, was der Himmel schickt: Sturm, Schnee, Kälte und Regen, hier oben kommt alles zuerst zu uns. Warum nicht auch das Glück?“

„Ja — das Glück,“ wiederholte Marja leise, und die Augen fielen ihr zu.



Friedrich Schiller.

verbeißend, legte sie tapfer Hand an. Ehe die Dämmerung hereinbrach, hatten sie ihr neues, wolkennahes Quartier bezogen.

„Wie gefällt dir unser Palast, Liebling?“ fragte Emelej am andern Tage.

„Gut, gut. Die Stille tut wohl. Hier möchte ich nicht mehr fortgehen.“ Sie mußte ihm etwas Tröstendes sagen. Er durfte nicht wissen, wie schwach und elend sie sich fühlte, seit die Aufregung des Umzugs vorüber war.

„Ja, ja, — hier wollen wir auf bessere Zeiten warten. Alles, was der Himmel schickt: Sturm, Schnee, Kälte und Regen, hier oben kommt alles zuerst zu uns. Warum nicht auch das Glück?“

„Ja — das Glück,“ wiederholte Marja leise, und die Augen fielen ihr zu.

Am nächsten Morgen konnte sie sich nicht mehr erheben. Ihr Rückgrat war wie gebrochen. Kalte Schauer schüttelten den mageren Leib. Selbst vor Kälte zitternd saß Gmelej an ihrem Lager und suchte ihre Hände in den seinen zu erwärmen. Gegen Abend besiel ihn die Angst. Da lief er fort, den guten Doktor Bardajeff zu holen, der den Reichen so lange Rechnungen schrieb und manchen armen Arbeiter umsonst behandelte.

Einige Tage später stieg Kusma Klitsch zur Dachkammer seines Kameraden empor. Er brachte die Nachricht, daß die Gesellschaft der Fabrikarbeiter die Sache der vier mit Unrecht Entlassenen in die Hand genommen habe und demnächst ein allgemeiner Ausstand bei den Putilowwerken zu erwarten sei.

Als er ging, schien Murin noch etwas auf dem Herzen zu haben. Er folgte ihm vor die Tür. Marja durfte es nicht hören.

„Es steht schlimm um mein Weib, Kusma,“ sprach er dumpf. „Wenigstens eine warme Stube müßte sie haben, sonst stehe er für nichts, hat der Doktor gemeint. Ein Ofen ist da, — aber kein Holz und kein Geld, um eins zu kaufen. Ich hab' alles versucht. Aber niemand will leihen. — Kannst du mir nicht aushelfen?“

„Tut mir leid, Gmelej Murin. Da trink! Das wärmt.“ Wohlmeinend reichte er ihm die Wuttkflasche. Sein bares Geld hatte er in Branntwein angelegt. Was er an Holz besaß, reichte kaum für den eigenen Ofen.

Gmelej starrte verzweifelt ins Leere. Doch plötzlich blitzte es in seinen Augen auf. Ein rettender Gedanke durchzuckte ihn. „Dann hilf mir wenigstens. Marja soll nicht länger frieren. Aber sie darf nichts erfahren, hörst du!“ Er ging auf den kleinen Verschlag zu und nahm Axt und Säge heraus.

„Was willst du sagen, Gmelej?“

„Holz, Holz. Wenn man nichts hat, muß man es nehmen. Schau diese alte Treppe an, die vom Boden zu unserem Winkel führt. Meinst du nicht, daß man auch ohne Geländer herauf kann?“

„Freilich!“

„Also ist es überflüssig — und kann in den Ofen.“

„Aber der Hauswirt!“ rief Kusma ganz erschrocken über solche Kühnheit.

„Der hat die Sicht und steigt nicht herauf. So lange wir hier sind, hat noch keiner den Boden betreten. Nimm die Axt und stemm' sie unten ein, — ich reiße und rüttle. So, — es gibt schon nach. Jetzt bring' ich's allein heraus. Die eine Seite reicht für ein paar Tage. Jetzt soll es behaglich bei uns werden.“

Eine Weile sägten und spalteten die beiden. Als Kusma gegangen, trat Gmelej vergnügt lachend mit einem Arm voll Holz in die niedere Dachkammer. Marja war vor Entkräftigung eingeschlafen. Sie hatte nichts von dem Geräusche draußen vernommen. Bald prasselte ein helles Feuer im kleinen eisernen Ofen und die Glut überzog die bleichen Wangen der Schlaferin mit zartem



Der deutsche Kronprinz.

Rot. Als sie erwachte, blickte sie verwundert umher. Aber Murin kam ihrer Frage zuvor.

„Kusma hat uns geholfen und Holz gebracht. Warte nur, — wenn das Fenster aufstaut und der blaue Himmel hereinschaut, wirst du erst sehen, wie schön es hier ist.“

Bald, ohne daß Marja die Wahrheit ahnte, wanderte auch die zweite Hälfte des Geländers in den Ofen. Eine ganze Woche hielt es vor. Tag und Nacht war eine behagliche Wärme in der Kammer, die wohlthätig auf die Kranke einwirkte. Zufühend erholte sie sich. Zugleich aber wuchs Murins Sorge. Was sollte er weiter brennen? — Arbeit war immer noch nicht zu finden, und sein Weib konnte mit Nähen nichts mehr verdienen.

Als Kusma sich eines Tages wieder eingefunden hatte, führte er

ihn an die verstümmelte Treppe. „Wenn du das nächste Mal kommst, mußt du große Schritte da herauf machen. Mit ein paar Stufen weniger geht es auch noch.“

Diesmal begriff Klitsch ihn schneller. — „Wie, du willst auch das andere — —“

„Ich muß. Ginge das Feuer aus, so könnte es Marjas Tod sein. In kurzem kann alles gut werden.“



Die deutsche Kronprinzessin.

Du sagst, daß sie an den Werten streifen und daß Pope Gapon uns zum Zaren führen will. Wenn Väterchen hört, wie es um uns steht, muß er ja helfen. Ich selbst gehe mit, Marja kann schon so lange allein bleiben. Aber bis dahin muß die Treppe noch aushalten. Ich nehme nur erst die Hälfte der Stufen. Wenn die andere dran kommt, verschaffst du mir einen Strick, an dem ich mich hinunter lassen kann.“

„Du wagst viel, Emelej. Wenn der Hauswirt erfährt —“

„Was will er. Bei uns ist nichts zu holen. Wenn nur Marja wieder gesund wird, mag er mich immerhin einperren lassen.“ — — —

Wieder verging eine Woche. Der eisige Winter wollte noch immer nicht weichen. Die ganze Treppe war verschwunden, doch des Zerstörungswerk unentdeckt geblieben. So oft Murin die Kammer verließ, half er sich mit dem Stricke. Sicher, wie in einer uneinnehmbaren Festung fühlte er sich. Endlich hatte sich auch Marja so weit wieder erholt, daß sie das Bett verlassen konnte. Nur vor die Tür zu gehen verbot ihr Emelej streng. „Du bleibst in der Wärme,“ sagte er, — „draußen ist es bitter kalt. Du würdest dir den Tod holen.“ Mit freudiger Zuversicht blickte er dem 22. Januar entgegen. Da sollte der große Bittgang zum Schlosse vor sich gehen. Der gute, menschenfreundliche Priester setzte selbst eine Schrift auf, um sie Väterchen zu überreichen. Und dann mußte alles besser werden.“

Endlich war der ersehnte Tag gekommen. Noch einmal schärfte Murin seinem Weibe ein, die Dachkammer nicht zu verlassen. Erst wenn er, der frohen Zukunft gewiß, zurückkam, wollte er ihr alles sagen. Voll unerschöpflichen Vertrauens auf den gütigen Zaren machte er sich gegen Mittag auf den Weg zum Narwaer Thor.

Auch Kusma Njitich war gekommen, Lawinenartig wälzte sich die Masse der waffenlosen Arbeiter vom Wassilij-Dstrow-Stadteil nach dem Winterpalais. Mit ihren Nagaken und der flachen Klinge suchten die Kosaken die Vorwärtsdringenden aufzuhalten. Doch die Vordersten warfen sich auf die Knie und riefen lebend: „Wir gehen nicht gegen den Kaiser. Nur die volle Wahrheit wollen wir ihm sagen. Seid gnädig, — — laßt uns zum Kaiser!“

Dann ordneten sich die 18000. Der Pope Gapon, in der Rechten das Kreuz, in der Linken die Bittschrift für den Zaren, trat an die Spitze, und unter dem Gesang einer Hymne ging es weiter dem Alexandergarten zu.

Marja konnte die Zuversicht ihres Mannes nicht teilen. Der dumpf dröhnende Schritt des Militärs, das schon seit dem Morgenrauen die Straßen durchzog, schloß ihr bange Sorge ein. Mit jeder Minute wuchs ihre Angst. Immer wieder trat sie an das kleine Fenster. Doch von der Höhe des schrägen Dachs war kein Blick in die Tiefe möglich. Ein unbestimmtes, verworrenes Getöse drang gleich dem Branden ferner Wogen herauf. Von einem nahen Turme schlug es 2 Uhr.

Da, — was bedeutete das? — In die letzten Glockenschläge mischte sich ein grauenhafter Klang. Das war das donnernde Prasseln einer Salve! — Marja fühlte das schweigende Entsetzen, das ihr folgte. Und wieder und wieder krachte es. Klappernde Hufschläge schallten von der Gasse herauf, dann einzelne Schüsse, gellende Jammerrufe, das Fluchen der Kosaken, — ein immer wachsendes Toben und Donnern, — gleich dem schauerlichen Lärm einer entfesselten Macht.

Die Kniee des unglücklichen Weibes wankten. Was war Entsetzliches geschehen? — Hatte man sich in Väterchens Güte getäuscht, wagten es die Soldaten, auf die unbewaff-

neten Arbeiter zu schießen? — Mit einem Schlage stand ihr die ganze furchtbare Gewißheit vor Augen. Ein grauenvolles Blutbad ward dort angerichtet, und Emelej, ihr armer Mann, befand sich mitten in seinen Schrecken. Wenn auch ihn eine Kugel getroffen? — Wenn er blutend, sterbend vielleicht im Schnee lag und nach ihr verlangte? — Sie mußte zu ihm!

Dhne an sich selber zu denken, stürzte sie aus der Dachkammer. Von namenloser Angst gefolttert, sah sie im draußen herrschenden Halbdunkel nichts. Geradeaus stürmte sie, der Stelle zu, wo die Treppe zum Boden hinabführen mußte. Plötzlich trat sie ins Leere und flog, mit einem gellenden Schreckensschrei in der Luft sich überschlagend, in die Tiefe. — — —

Bleich, mit schmerzentstelltem Gesicht, eine Kugel im Arm, wankte Emelej eine halbe Stunde später zu seiner Wohnung empor. Auf dem Boden ange-



Der neue babijsche Staatsminister
Freiherr v. Dusch.

kommen, tastete er sich im Zwiellicht des dämmern- den Abends nach dem Plage hin, wo der Strick herabhängen mußte. Da strachelte sein Fuß an einem weichen Gegenstand. Er beugte sich nieder und taumelte mit gestäubtem Haar zurück. „Marja, Marja!“ schrie er mit dem gellenden Wehlaut wahnsinniger Verzweiflung auf. Vor seinen Füßen lag der Körper seines Weibes. Weit geöffnet starrten die verglasten Augen aus dem fahlen Antlitz. Er faßte und schüttelte sie: Ihre Hände waren steif und kalt.

Da begriff er alles. Die Angst um ihn hatte sie hinausgetrieben — in den tödlich lauernden Tod. Mit gebrochenem Genick lag sie da. Mit dem, was er zu ihrer Rettung getan, hatte er sie getötet. — Nein, — nicht er! — Ein anderer war der Mörder! — Der, an den er geglaubt — mit dem

gläubigen Vertrauen eines Kindes. — Die Hunderte, die da unten im blutgetränkten Schnee sich wälzten, — und auch diese teure Tote mußte der gerechte Gott einst von ihm fordern.

Mit furchtbarem Ausdruck hob er den verwundeten Arm und schüttelte die geballte Faust. „Die Liebe haben sie ausgelöscht, — aber die Rache — lebt, — ihr — will ich dienen, — und der Tag wird kommen, — der Tag —“ seine Stimme ersticke, Schmerz und Schwäche raubten ihm die Sinne, — ohnmächtig sank er über Marjas Leiche hin.

Ein edler Trieb

wirkt mehr auf die Vollendung des Menschen, als hundert gute Lehren, und die schlechte Leidenschaft wird am besten durch die Erregung einer bessern bekämpft.

Weltbegebenheiten

im Zeitraume vom 1. Juli 1904 bis 1. Juli 1905.

Ein Familienfest am deutschen Kaiserhof, zugleich auch ein Fest fürs ganze **Deutsche Reich**, war die Vermählung des Kronprinzen mit der Herzogin Cäcilie von Mecklenburg am 6. Juni. Jung gefreit hat niemand gereut, heißt ein alter Volksreim; der Kronprinz ist 23, die junge Frau 19 Jahre alt. Der Wanderer wünscht dem neuvermählten Paar alles Gute in den Ehestand, Gesundheit und Familienglück — Dinge, die auch fürstliche Leute allzeit brauchen können. — Die Handelsverträge, sieben Stück zusammen, sind nach schwerer Arbeit und mancherlei Fährlichkeiten glücklich unter Dach und Fach gekommen. Dem Minister Potadovskij gebührt dabei das Hauptverdienst. Ob die Landwirtschaft oder die Barone des Großgrundbesitzes den Vorteil davon haben, und ob Industrie und Gewerbe, die etwas stiefmütterlich dabei behandelt wurden, davon profitieren, wird die Zukunft zeigen. — auch die Kanalvorlage ist vom preuß. Abgeordnetenhaus endlich gutgeheißen worden. Es werden 334 Millionen für Wasserstraßen vom Rhein nach Hannover verausgabt werden können. — Im Ruhrgebiet ist ein gewaltiger Streik der Bergarbeiter ausgebrochen, an dem 1/4 Million Arbeiter teilgenommen haben. Vollauf berechtigte Klagen über ungebühr-

liche Behandlung und Lohnverhältnisse hatten den Ausstand der Arbeiter herbeigeführt. Musterhaft war dabei die Haltung der Arbeiter, nirgends fanden Ausschreitungen statt, und die Sympathie war ganz auf Seiten der Streikenden. Aber Geldmangel in den Kassen nötigte die Arbeiter wieder zur Aufnahme der Arbeit. 16 Millionen Mark betrug in dieser Streikzeit der Lohnausfall. Die Kohlenbarone aber konnten's ruhig abwarten. Zugewahrt wurde den Arbeitern die Abschaffung des sogenannten Wagemüllens, Schaffung von Arbeiterausschüssen, Regelung der Schichtzeit und Lohnaufschlag. Ein Bergarbeiter-schutz-



Major v. Wischmann †.

gesetz wurde mit knapper Not im preußischen Abgeordnetenhaus durchgebracht, das einige Besserung bringen wird, aber noch sehr unvollkommen ist. — In Tanger, der Hafenstadt des Kaiserreichs Marokko in Nordafrika, machte unser Kaiser mit großem Gefolge gelegentlich einer Mittelmeerfahrt einen Besuch, um günstige Handelsbedingungen mit diesem Lande anzubahnen. Der französische Minister Delcassé glaubte schon, mit Hilfe der Engländer ganz Marokko einstecken zu können, wie einst das Nachbarland Tunis. Aber diesmal war der deutsche Michel früher aufgestanden. Dessenwegen und noch anderer Dinge

wegen, deren glücklicher Ausgang dem Reichskanzler Grafen Bülow in die Schuhe geschoben wird, ernannte diesen der Kaiser zum Fürsten. So hat Fürst Bernhard Bülow wenigstens eines erreicht, was sein großer Kollege Bismarck auch erreichte, — den Titel. Unsere auswärtige Politik muß klug und fest geleitet werden; denn wir haben nirgends um uns Freunde. Besonders sind es die Engländer, die allzugern einen dritten mit uns dranhezen möchten. — Auf unsern Hochschulen ist Stimmung gegen den derzeitigen Kultusminister Studt und seinen Herrn Ministerialdirektor Althoff. Diese wollen die studentische Freiheit bezüglich der Bildung von Korporationen von der Genehmigung des Ministeriums abhängig machen. Das aber betrachten die Studenten und Professoren der Hochschulen als einen Eingriff in ihre Rechte und gehen dem Herrn Minister arg zu Leib, voran die Göttinger. Bravo! Der Freiheit eine Gasse! — Leider sehen wir in Südwest-Afrika, im Kriege mit den Hottentotten, Bondelzwards, Kaffern, und wie sie alle heißen, noch kein befriedigendes Ende. Und leider müssen unsere braven Soldaten und Offiziere immer noch im fernen Lande unter unsagbaren Entbehrungen und Strapazen aushalten. Und leider mußten auch schon viele von ihnen ihr Leben lassen. Der Rebellenführer Morenga und der schlitzohrige Witboi entwischen immer wieder den Umklammerungsversuchen oder spazieren auf englisches Gebiet, und die guten Engländer schicken sie dann wieder, gastfreundlich ausgerüstet, uns auf den Leib. Gouverneur Leutwein trat aus Gesundheitsrücksichten zurück; an seine Stelle kam Gouverneur v. Lindequist. 200 Millionen hat uns der Feldzug schon jetzt gekostet. Der Wanderer wünscht unsern tapfern Soldaten und ihren Führern baldige Erlösung und Heimkehr. Wenn er Orden austheilen dürfte, bekäme jeder den gleichen Orden, wie die Herren Stössel und Rogi vor Port Arthur.

In unserer **badischen Heimat** ist der 15. Juli 1904 als ein gewichtiger Tag zu verzeichnen. An diesem Tage wurde die Verfassungsreform von der Kammer angenommen; nur die sechs Sozialdemokraten stimmten dagegen. Die Hauptpunkte dieser neuen Verfassung sind folgende:

Alle 4 Jahre werden vom Volk in direkter Abstimmung 73 Abgeordnete gewählt in die 2. Kammer. Die 1. Kammer bekommt zur seitherigen Zahl noch 11 weitere Mitglieder aus Handels- und Gewerbekreisen, aus Städten und landwirtschaftlichen Betrieben. Die 1. Kammer kann das Budget — Voranschlag über Einnahmen und Ausgaben des Staates — nicht im einzelnen abändern, wie die 2. Kammer, sondern nur im ganzen annehmen oder verwerfen. Die meisten deutschen Staaten haben noch immer das veraltete, verrostete, indirekte Wahlsystem, das Fürbittersystem. — Der leitende Staatsminister v. Brauer ist zurückgetreten und Frhr. v. Dusch Ministerpräsident geworden. Der Landeskommissär in Konstanz, Frhr. v. Bodman, wurde stellvertretender Bundesbevollmächtigter in Berlin.

— Zwanzigtausend alte Soldaten huldigten ihrem Protektor, dem Großherzog, anlässlich des 25jährigen Bestehens des Badischen Militärvereinsverbandes und brachten ihm in seiner Residenz begeisterte Huldigung dar für seine stetige Fürsorge. Der Wanderer ist auch ein alter Soldat und schließt sich mit Freuden an dem „Hurra dem Großherzog!“ — Die Lausenburger Stromschnellen werden zu Elektrizitätszwecken ausgenutzt und 50 tausend Pferdekräfte zu erzeugen imstande sein. Recht so! Der Industrie gehört die Zukunft und nicht der sentimentalischen Naturschönheits-Erhaltungssucht.

Oesterreich hat seine kleinen Krawallchen gehabt, wobei sich Ungarn und Tschechen im Abgeordnetenhaus besonders auszeichneten. Die Ungarn möchten am liebsten ganz weg von Oesterreich und für sich ein großes „Reich der Magyaren“ gründen.

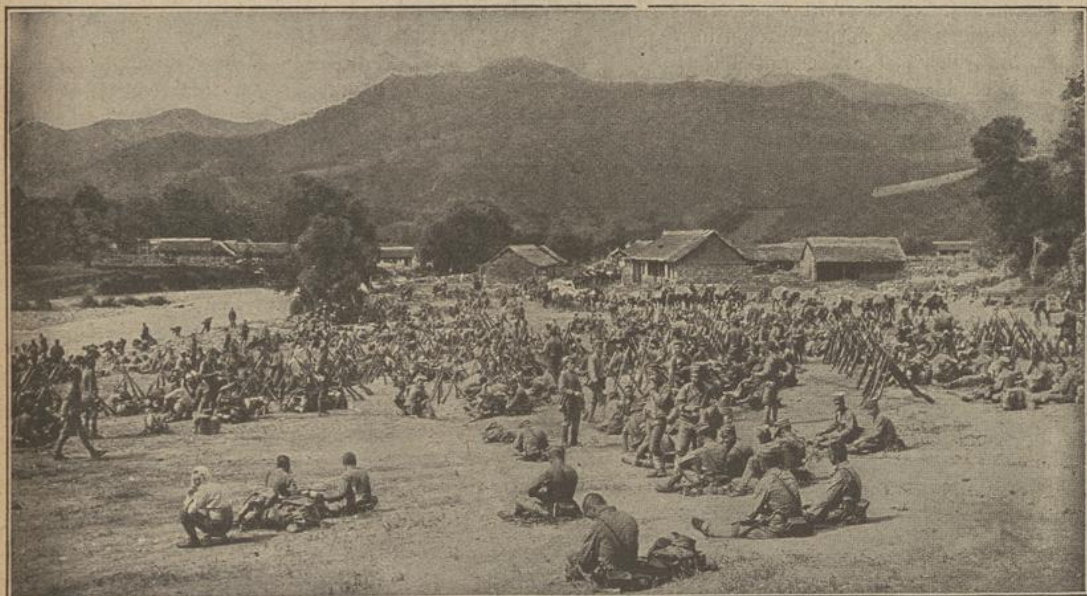
In **Frankreich** wird der Riß mit dem Vatikan immer tiefer, da der Papst einigen französischen Bischöfen Weisungen erteilte, welche nach dem Konkordat unzulässig waren. Die Franzosen arbeiten gegenwärtig in der Kammer an einem Gesetzentwurf der Trennung von Staat und Kirche. Was dabei herauskommt, kann der Wanderer noch nicht sagen. Minister sind darüber gegangen und neue gekommen. Der Marokko-Minister Delcassé mußte auch den Abschied nehmen, weil er — man staune — Deutschland gegenüber nicht freundlich genug war.



Admiral Togo
Führer der japanischen Kriegsflotte.

Und nun zu **Rußland!** Da weiß der Kalender-
schreiber nicht, wo er anfangen und wie er enden
soll; Verrottete, verlotterte Zustände haben
über das Land Schrecken und Greuel ge-
bracht. Das Volk steht auf wider die allgemeine
Bedrückung. Schwer liegt die Hand des Schicksals
über Rußland, aber nicht unverdient. Die Betrü-
gereien der Beamten, die brutale Gewalt der Macht-
haber hat im Volke den Haß gezeitigt, der jetzt zum
Durchbruch kommt. Den Großfürsten Sergius, den
Vertreter des finstern, trostlosen Systems der Reak-
tion, hat eine Bombe zerrissen, der Minister Plehwe,

ihr Leid klagen. Dafür aber wurden sie von den
Soldaten hingeschlachtet und zusammengeknallt. Sie
opfereten sich dem Ideal ihres Lebens, sie wollten
Freiheit oder Tod. 2000 ihrer fanden ihn in dieser
schrecklichen „Petersburger Bartholomäusnacht“.
Und der Notschrei des Volkes gegen Tyrannenmacht
kam nicht zu den Ohren des Zaren. General Trepow,
der rücksichtslose Knutenbefehlshaber, wurde darauf-
hin Diktator der Residenz. Aber auch in weiteren
Gebieten Rußlands regte sich die Revolution. Der
ganze Kaukasus war im Aufstand; hier Perser gegen
Armenier, die unter der stillen Teilnahme der Solda-



Bivak der Japaner unweit von Liaojang.

der Knutenbinder der Gefangenen, wurde ermordet,
am Wasserweihfest auf der Nawa schoß man zur be-
seren Wirkung der heiligen Handlung mit scharfen
Patronen, der Gouverneur Bobrikow, der die Bauern
Zinnlands in die Gefängnisse steckte, und sie so
„beruhigte“, wurde ermordet, andere Gouverneure,
Polizeikommissäre, hatten ein gleiches Schicksal.
Zuerst erhob sich das Volk der Arbeiter. Große
Massenstreike in Petersburg, Warschau, Moskau,
in der polnischen Stadt Lodz verliefen sehr blutig.
Die Kosaken, die auf die wehrlose Masse losgelassen
wurden, schossen, hieben drein — es kam ja auf
einige mehr oder weniger nicht an. Am 22. Januar
wollten hunderttausend Arbeiter unter Führung
des Priesters Gapon den Kaiser sprechen und ihm

ten zu hunderten abgeschlachtet wurden. In Obejsa
meuterten die Matrosen eines großen Kriegsschiffes
und verbreiteten ungeheuren Schrecken über die
ganze Stadt. Und gleich erbarmungswürdig sieht's
auf dem fernen Kriegsschauplatz in der
Mandschurei aus. Die Japaner unter dem Ober-
befehl des Marschalls Oyama schlugen die Russen
in der Schlacht bei Liaojang und später am
Flusse Schaho mit ungeheuern Verlusten beider-
seits, worauf der russische Retiradegeneral Kuro-
patkin sich bis zur Stadt Mukden rückwärts konzen-
trierte. Unterdessen wurde um die Festung Port
Arthur hartnäckig gekämpft. Von General Stössel
erfolgreich verteidigt, hielt sich die Festung bis
anfangs Januar. Da ergab sie sich; denn nirgend-

her kam den Belagerten Hilfe. Der japanische General Kogi hat nach hartnäckigem Kampfe Fort um Fort genommen; Port Arthur wurde zur Hölle für seine Bewohner. 15 000 Kranke und Verwundete waren nach Uebergabe der Festung in der Stadt. Im März darauf wurde die mörderische Schlacht bei Mukden geschlagen. Auf einer Linie von 20 Stunden Länge standen sich Russen und Japaner gegenüber. Nach tagelangem Ringen wichen die Russen aber zurück und räumten mit großen Verlusten die Stadt, das Zentrum chinesischer Kultur, vor den todesmütigen Japanern. Kuropatkin gab die Führung dem General Linewitsch, der die Truppen auf den Rückzugslinien sammelte und sich weiter nördlich in der Mandschurei festsetzte. So mußten die Russen Schritt für Schritt zurückweichen. Auch der Flotte gings nicht besser. Nachdem die russischen Schiffe vor Port Arthur zugrund gerichtet waren, lief aus der Ostsee die baltische Flotte mit ihrem Admiral Roschdjestwensky voller Hoffnung in die ostasiatischen Gewässer. Allerdings hatte die Flotte einen großen Erfolg schon in der Nordsee zu verzeichnen, indem sie auf harmlose englische Fischerboote zwanzig Minuten lang schoß und Schiffe und Zusassen verletzte, was ihr nachher teuer zu stehen kam. Aber als die Flotte in die chinesischen Gewässer kam und am 27. Mai in die Koreastraße, den Wasserweg zwischen Japan und dem Festlande, einschwenkte, wurde sie auf die unfreundlichste Weise von dem japanischen Admiral Togo begrüßt und in der zweitägigen Seeschlacht bei Tsushima vollständig vernichtet und die beiden russischen Flottenkommandeure sogar gefangen genommen. Es war ein großartiger, glänzender Sieg, der noch später gefeiert werden wird. So sind die Japaner zu Land und Wasser durch ihre Führer Oyama, den japanischen Moltke, und Togo, den japanischen Nelson, genügend Sieger geblieben. Und was bleibt nun Rußland Vernünftigeres übrig, als Frieden zu machen? Der nordamerikanische Präsident Roosevelt hat die Rolle eines Friedensmachers übernommen. Damit wird's aber langsam gehen.



General Linewitsch
der neue Oberkommandierende
der russ. Truppen in Ostasien.



Kontreadmiral Roschdjestwensky
Kommandant
der russischen Ostseeflotte.

Rußland hat an seinen innern Schäden so viel zu bessern, daß es Arbeit vollauf hat. Ohne eine Verfassung ist eine Besserung unmöglich. An einer „Volksverfassung“ wird ja schon — unter dem Druck der Verhältnisse — seit Monaten gearbeitet; daß aber etwas dabei herauskommt, glaubt der Wanderer nicht aufs erstmal. Vielleicht erlebt einst der lang ersehnte Thronerbe des Zaren, den ihm seine Gemahlin im vorigen August schenkte, bessere Zeiten als sein Vater; aber es muß bis dahin energisch und wirklich mit Ernst geschafft werden. Ein neuer Verkehrsweg hat die **Schweiz** und **Italien** miteinander verbunden: der im Februar nach siebenjähriger Arbeit fertiggestellte Simplontunnel. Der Ingenieurwissenschaften kann kein Berg, kein Wasser ein Hindernis sein — bis in tausend Jahren fahren wir unterm Meer nach Amerika.

Schon lange strebte **Norwegen** darnach, sich von **Schweden**, mit dem es durch das lockere Band einer Unions-Verfassung verbunden war, loszutrennen. Außerlichen Anlaß gab das Konjulgatsgesetz, wonach Norwegen eigene Konsulate erhalten sollte, das aber vom König von Schweden nicht anerkannt wurde. Da hat sich das Land in friedlicher Revolution losgesagt von Schweden und ist fortan ein selbständiges Reich. Schweden aber fügt sich ins Unabänderliche.

Die Vereinigten Staaten von **Nordamerika** haben den seitherigen Präsidenten Roosevelt mit sehr großer Mehrheit gegen den demokratischen Kandidaten wiedergewählt. — Die Weltausstellung von St. Louis hat für Deutschland gut abgeschnitten, indem eine große Menge von Preisen verteilt wurden; besonders gerühmt wurde die deutsche kunstgewerbliche Ausstellung.

Während Rußland im fernen Osten von **Asien** vollauf engagiert war, zogen die Engländer in Mittelasien ein, im Hochland von Tibet, dem geheimnisvollen, allen Fremden bisher verschlossenen Land. Sie erzwangen den Durchmarsch bis zur Hauptstadt Lhasa, zwangen den Herrscher des Landes zur Anerkennung von Handelsverträgen, Er-

richtung von Märkten in den bedeutendsten Städten, Anlegung von Eisenbahnen und Zahlung von zehn Millionen Mark Entschädigung. So ist Tibet im Stillen ein Vasallenstaat Englands geworden.

Zum Schluß gedenkt der Wanderer noch der bedeutendsten Unglücksfälle und der hervorragendsten Toten des Jahres. In der württembergischen Stadt Irlfeld zerstörte ein Brand 310 Häuser und in Binsdorf bei Balingen 93 Häuser; in Antwerpen brannten die Petroleumlager nieder, es entstand ein Schaden von 7 Millionen Mark; in Basel ist das Stadttheater abgebrannt und in Fulda während einer Bischofskonferenz die Türme des Fuldaer Domes. Ein gewaltiger Dammbruch in einer Talspalte bei der amerikanischen Stadt Trinidad kostete 5000 Personen das Leben. Große Erdbeben in Ostasien zerstörten viele Städte und Dörfer, und tausende von Menschen kamen ums Leben.

Gestorben sind: der König Georg von Sachsen; die junge Großherzogin von Sachsen-Weimar, Fürst Leopold von Hohenzollern, dem 1870 die spanische Krone angetragen wurde; Fürst Herbert Bismarck, der älteste Sohn des großen Kanzlers; der Burenpräsident Krüger, ein Stück echter Kerntüchtigkeit eines tapferen Volkes; der französische Minister Waldeck-Roussseau; der badische Finanzminister Elstätter; der griechische Ministerpräsident Deljanis, der in Athen ermordet wurde; der bayerische General von Khländer; von Wisemann, der berühmte Afrikaforscher und ehemalige Gouverneur von Ostafrika; Professor Finzen, der Entdecker des elektr. Lichtbades; der Astronom Struwe; der Forschungsreisende Schlagintweit; der Historienmaler Adolf v. Menzel in Berlin und der Maler Hugo Knorr in Karlsruhe; Julius Verne, der Begründer des naturwissenschaftlichen Romans; die Dichter Hermann Lingg und Hans Hopfen; Reichsgerichtspräsident Gutbrod; Hofrat Dr. Neßler, die Reichstagsabgeordneten Faller in Bonndorf und Hammacher; die Kommerzien-

räte Scipio und Lanz in Mannheim, bekannte Großindustrielle; und zum Schluß gedenkt der Wanderer noch eines Konstanzers, des Musikdirektors Handloser, der für das musikalische Leben in Konstanz von hervorragender Bedeutung war.

Der geschickte Pepi.

In einer Schulprüfung wollte der Inspektor den kleinen Pepi nach allen Regeln der pädagogischen Kunst aufs Eis führen. Es gelang ihm nicht; nur einmal glaubte er, es erreichen zu können. Der Pepi mußte den Sechser sagen: 1 mal 6 ist 6, 2 mal 6 ist 12, und so fort bis 10 mal 6 ist 60. Es ging etwas langsam. „Aha,“ dachte der Inspektor. Und als der Pepi mit Mühe fertig war, meinte er: „So, Pepi, jetzt sage mir den Sechser auch rückwärts!“ Da stuzte der Kleine eine kurze Zeit; rasch entschlossen ging er zur Bank heraus, machte linksunkehrt und begann den Sechser nochmals von vorn.

Nachträge und Berichtigungen zum Chronolog. Marktverzeichnis (siehe hinter dem Kalendarium).

Buchen: Die Schweinemärkte am 19. Febr., 20. März, 19. Juli, 17. Sept. sind gleichzeitig Viehmärkte, ebenso der Schweinemarkt im April, welcher vom 21. auf 18. April verlegt wird.

Donauessingen: Mit dem Vieh- und Schweinemarkt am 26. Sept. ist auch Krämermarkt verbunden. Der Krämer-, Vieh- und Schweinemarkt am 1. Okt. fällt aus, dagegen wird am 31. Okt. Vieh- und Schweinemarkt abgehalten.

Krautheim: Am 1. Februar, 3. Mai, 5. Juli, 6. Sept. und 8. Nov. werden Viehmärkte abgehalten.

Krozingen: Der Krämer- und Schweinemarkt im Febr. wird nicht am 5., sondern am 3. Febr. abgehalten.

Remetschwil: Am 18. Jan., 17. Mai, 9. Aug. und 15. Nov. werden Schweinemärkte abgehalten.

Waldürn: Der Krämermarkt am 5. April wird nicht abgehalten.

Über den Wert des Kalis für die Landwirtschaft.

Die Pflanze braucht, um zu wachsen, zu gedeihen und Früchte zu tragen, eine Reihe von Nährstoffen, die sie unbedingt im Boden vorfinden muß. Fehlt nur einer davon, so ist eine normale Entwicklung ausgeschlossen. Da ein Ackerboden, auf dem Jahr für Jahr Pflanzen gebaut werden, an diesen Nährstoffen allmählich

ärmer wird, ist es notwendig, dem Boden die durch die Pflanzen entzogenen Nährstoffe wieder zurückzuerstatten, d. h. den Acker zu düngen. Außer Stallmist werden dem Boden Düngemittel, welche Stickstoff und Phosphorsäure enthalten, schon in ziemlichen Mengen gegeben, während **das Kali, ein unentbehrlicher Nährstoff**, noch viel zu wenig beachtet wird.

Unsere sämtlichen Pflanzen brauchen Kali zu ihrer Entwicklung und zwar hat dasselbe die Aufgabe,

Stärke- und Getreidekörnern und in der Kartoffelknolle, sowie

Zucker in der Rübe zu bilden, während es auf den Wiesen die

Entwicklung von Klee- und Wickenarten sehr begünstigt. Das Auftreten der letztgenannten Pflanzen auf der Wiese macht das Heu gehaltreicher und bekömmlicher, während der Boden an Stickstoff reicher wird, so daß Stallmist und sonstige Stickstoffdüngungen auf der Wiese entbehrlich werden.

Eine solche Qualitätsverbesserung des Heues aber ist keineswegs zu unterschätzen, wenn sich dieselbe auch schwerlich zahlenmäßig ausdrücken läßt. Noch ausgeprägter als bei den Wiesengräsern macht sich die Verbesserung des Ernteproduktes durch die Kalidüngung bei anderen Kulturen, z. B. in der Gärtnerei bemerkbar. Die Zartheit, das feine Aroma und die Frühreife, welche man von den Gartenfrüchten verlangt, ist nur durch Kali zu erreichen.

Es ist zu beachten, daß das Kali in der richtigen Menge, die sich nach dem im Boden vorhandenen Vorrat richtet, gegeben wird. Als mittlere Gabe sind pro ha 6 dz Kainit resp. 2 dz 40% Kalidüngesalz zu betrachten.

Jeder Boden enthält Kali, doch ist die Menge derselben in den verschiedenen Bodenarten außerordentlich verschieden.

Moorböden sind am kaliärmsten, sie werden durch die Kalidüngung überhaupt erst kulturfähig.

Sandböden verhalten sich ebenso, jedoch nimmt ihr Kaligehalt in dem Maße zu, als sie mehr lehmigen Charakter annehmen. Dennoch enthalten auch lehmige Sandböden noch nicht genug Kali, um die höchsten Ernten zu geben, sie zeigen sich vielmehr für eine kaligabe stets sehr dankbar.

Lehm- und Tonböden endlich enthalten zwar größere Kalimengen als die vorher erwähnten Bodenarten, aber in schwerer löslichen Verbindungen; daher verlangen auch sie die Zufuhr leicht löslicher Kalisalze, um Höchstertträge liefern zu können. Man darf also auch auf den sogenannten besseren Bodenarten den Kaligehalt nicht als unerschöpflich ansehen und eine Kalidüngung überflüssig halten. Missernten könnten sehr oft durch regelmäßige Kalidüngung vermieden werden, denn sie sind nichts anderes als ein Zeichen dafür, daß der Boden erschöpft ist und einer richtigen Düngung bedarf.

Ein wichtiger Umstand, von dem nicht minder der Erfolg der Kalidüngung abhängt, besteht darin, daß man die Kalidüngung dem Boden in der richtigen Form zuführt.

Stallmist enthält zwar auch Kali, aber für die meisten Kulturen in zu geringer Menge; dann aber reicht derselbe auch nicht aus, um alle Felder genügend zu versehen. Kompost und andere Wirtschaftsdünger enthalten nur unzureichende Kalimengen. Dagegen ermöglichen uns die Staßfurter Kalisalze die billigste und zweckmäßigste Versorgung des Bodens mit diesem Nährstoffe. Von ihnen sind die gebräuchlichsten der Kainit und das 40% Kalidüngesalz.

Kainit ist ein Kohlsalz, welches bergmännisch gewonnen und mit einem Gehalt von 12,4% reinem Kali in den Handel gebracht wird. Neben Kali enthält der Kainit Natron- und Magnesiumsalze, die sogenannten Nebensalze.

40% Kalidüngesalz ist ein Fabrikprodukt, welches aus Kalirohsalzen durch Konzentration hergestellt wird. Es enthält 40% Kali und nur wenig Nebensalze.

Das Kali wirkt in beiden Salzen auf gleiche Weise, weshalb das Vorhandensein der Nebenbestandteile für

die Wahl eines der beiden Salze ausschlaggebend ist. Diese Neben-salze erhöhen bei Transport die Kosten des Kalis, so daß man in Gegenden, welche von Kaliverwerken weit entfernt sind, vorwiegend Kalidüngesalz 40% anwenden wird. Ferner übt der Kainit in Folge der Neben-salze einen bindenden Einfluß auf den Boden aus, was auf leichten Sandböden sehr erwünscht ist, auf schweren Lehm- und Tonböden dagegen nicht. Auch auf die Fruchtarten ist Rücksicht zu nehmen:

Für Getreide, Mägen und Wiesen ist Kainit vorzuziehen,

während man zu Gemüse, Hülsenfrüchten und Kartoffeln besser 40% Kalidüngesalz verwendet.

Endlich sind die Kalisalze zur richtigen Zeit dem Acker zu geben!

Die beste Zeit für das Ausstreuen der Salze ist der Herbst und auch das zeitige Frühjahr. Man soll vermeiden, die Düngung mit der Saat zusammen auszuführen, dagegen hat sich zu Wintergetreide und zu sämtlichen Kleearten eine Kopfdüngung mit Kainit im Frühjahr als sehr nutzbringend erwiesen. Bei dieser letzten Art der Düngung, sowie bei der Wiesendüngung versteht sich von selbst, daß besonderes Unterbringen der Kalisalze nicht nötig ist; wird die Düngung aber vor der Bestellung ausgeführt, was wohl meist geschieht, so werden die Kalisalze flach untergepflügt oder eingeeget. Im Garten gräbt man Kainit im Herbst tief in den Untergrund und gibt dann im Frühjahr den Rest des Kalibedarfs in 40% Kalidüngesalz, indem man dasselbe einharkt oder den Pflanzen in Lösung mit den übrigen Kunstdüngern gemeinsam verabreicht.

Kartoffeln von M. Wolf, Zöbersdorf.



Düngung pro ha	Stallmist	Stallmist	Stallmist
—	300 kg	300 kg	Superphosphat
—	150 kg	150 kg	Chilifalpete
—	—	200 kg	40% Kalidüngesalz.
Ertrag pro ha	21 900 kg	27 700 kg	37 800 kg Kartoffeln.

Kaiser = Borax

ein vortreffliches Hautpflege und Reinigungsmittel.

Unter den vielen trefflichen Neuheiten, welche das 20. Jahrhundert bereits zu Tage gefördert hat, ist eine der nützlichsten und beliebtesten der in letzter Zeit so viel genannte **Kaiser-Borax**, welche eine so vielseitige, wohlthätige und nützliche Verwendung in jedem Hause finden kann, wie kein anderer Bedarfsartikel. Bekanntlich besitzt Kaiser-Borax die Fähigkeit, das härteste Wasser weich zu machen und je weicher das Wasser, desto verschönernde seine Wirkung auf die Haut. **Tägliche Borax-Waschungen des Gesichtes** wie auch des Körpers entsprechen nicht nur der sanitären Reinlichkeit sondern sie verleihen der Haut auch jene Zartheit und Frische, die bei der Damenwelt so sehr gesucht und beliebt ist. — Da Kaiser-Borax zugleich eine **heilende Wirkung** auf die Haut ausübt, ist er namentlich auch für die Damen geeignet, welche unreine, gerötete oder raue Haut haben. Ein **warmes Bad** mit **Kaiser-Borax** ist infolge seiner antiseptischen, **bleichenden** und verschönernden **Wirkung** sowohl in hygienischer als kosmetischer Beziehung für Erwachsene und Kinder sehr zu empfehlen und dürfte dies speziell Damen interes-

sieren, welchen daran gelegen ist, **schöne weiße Hände** oder überhaupt weiße Haut zu bekommen. Auch zur **Pflege des Mundes** und der Zähne leistet ein **Gurgelwasser** mit Kaiser-Borax vortreffliche Dienste als antiseptisches Reinigungsmittel und als Heilmittel gegen Heiserkeit und leichte Entzündungen im Halse. Ganz unbegrenzt ist jedoch die Verwendung des **Kaiser-Borax** als **Reinigungs- und Waschmittel im Haushalt**. Nähere Anleitung gibt die jedem Karton beigegebene **ausführliche Gebrauchsanweisung**. Beim Einkauf (in Drogerien, Apotheken oder Kolonialwarengeschäften) verlange man ausdrücklich den echten **Kaiser-Borax**. Zu dieser patentamtlich geschützten Bezeichnung ist nur die Firma Heinrich Mack in Ulm a. D. berechtigt, welche Kaiser-Borax **niemals lose**, sondern **nur in roten Kartons** zu 10, 20 und 50 Pfg. liefert. Auch die von derselben Firma in den Handel gebrachte **Kaiser-Borax-Seife**, welche wegen ihres herrlichen Veilchenduftes so sehr beliebt ist, kann zur Hautpflege angelegentlichst empfohlen werden.

Tola = Seife

Eine Spezial-Seife zur Hautpflege.

Unter den zahlreich vorhandenen Toilette-Seifen verdient das von der bekannten Parfümerie-Fabrik von Heinrich Mack in Ulm a. D. unter dem Namen **Tola-Seife** in den Handel gebrachte Erzeugnis ganz besonders hervorgehoben zu werden. In Anbetracht ihrer Güte und Wohlfeilheit scheint die **Tola-Seife** dazu berufen, sich als volkstümliches Kosmetikum einzubürgern. Sie zeichnet sich durch reichen Fettgehalt, große Reinheit, Milde, große Ergiebigkeit und lieblichen Duft vorteilhaft aus, ist vollständig neutral und ermöglicht im besten Sinne eine der Gesundheit dienliche Hautpflege. Der Einfluß der **Tola-Seife** ist von günstigster Wirkung; schnell

und gründlich entfernt sie die anhaftenden unreinen Stoffe, dabei die Hauttätigkeit angenehm belebend; unübertrefflich bewährt sie sich ferner bei schlaffer und spröder Haut und bei Hautunreinigkeiten. Fortdauernde sorgsame Hautpflege mit **Tola-Seife** gibt einen gesunden, zarten Teint, welcher das Antlitz jugendfrisch und anmutig erscheinen läßt. Die vielfachen rühmlichen Vorzüge sowie der niedrige Preis (1 Stück 25 Pfg., 4 Stück in einem Karton Mk. 1.—) machen die **Tola-Seife** ganz besonders geeignet für Haus- und Familiengebrauch. Zu beziehen durch die meisten einschlägigen Geschäfte, insbesondere durch die Niederlagen von Kaiser-Borax.